Ein Schriftsteller-Leben.



Kunstanstalt der Friedr. Korn'schen Buchhandlung in Nürnberg.

Die Verfasserin von
Godwie Castle.

Ein Schriftsteller-Leben.

Briefe

der Verfasserin von Godwie-Castle

an ihren Verleger.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1855.

Ein Schreiben an den Herausgeber, als Vorwort.

Indem ich Ihnen in der Anlage die mir zur Durchsicht bewilligten Briefe der Frau Paalzow mit bestem Danke zurücksende, verfehle ich nicht, Ihnen das Vergnügen zu bezeugen, welches mir die Kenntnißnahme derselben verschafft hat, so daß ich der Ansicht des leider zu früh verstorbenen Professor Guhrauer vollkommen beipflichten muß, der Ihnen die Herausgabe dieser interessanten Sammlung gewissermaßen zur Pflicht machte, obwohl Sie sich aus einem, gewiß übel verstandenen Zartgefühl dagegen streuben.

Meiner Ueberzeugung nach kommt den Briefen der Frau Paalzow eine über den Werth blos literarischer Reliquien weit hinausreichende, selbstständige Bedeutung zu, welche in dreifacher Beziehung wohl motivirt erscheint.

Zunächst finde ich darin eine Fülle treffender Urtheile über Menschen und Bücher wie über Ereignisse und Lebensverhältnisse, in denen sich, abgesehen von ihrem objektiven Gehalte, auch ein ebenso liebenswürdiger wie interessanter Charakter ausspricht, welcher uns Theilnahme abnöthigt, uns durch seine Besonderheit beschäftigt und durch seine Milde, die als die Frucht reifer Durchbildung, auf richtiger Frömmigkeit und einer im Leiden geprüften Gottergebenheit erscheint, unsre Liebe gewinnt.

Endlich aber geben die Briefe einen nicht oft gewährten Einblick in die innersten Geheimnisse dichterischer Thätigkeit; sie führen uns in die stille Werkstatt des schaffenden Geistes ein und machen uns, von der ersten dämmernden Ahnung an bis zur freudigen Genugthuung über die vollbrachte dichterische That zu vertrauten Zeugen dieser Schöpfungen, so daß die Briefe gewissermaßen als Selbstbekenntnisse einer Schriftstellerin anzusehen sind, deren Werth gewiß nicht geringer darum anzuschlagen ist, weil diese Bekenntnisse auf wirkliche Erlebnisse Bezug nehmen, also durchaus wahr sind. Die Briefe schildern in

Wahrheit und mit einer Aufrichtigkeit und Unbefangenheit, welche nur aus der vollständigen Entfernung jedes Gedankens an Oeffentlichkeit entspringen konnten — ein Schriftstellerleben.

Ich sehe, wie Sie bei dieser Bezeichnung lächeln, weil Ihnen die wiederholt in diesen Briefen niedergelegte Verwahrung der Frau Paalzow einfällt — sie zu der Schriftstellerzunft zu rechnen, obgleich die Produktion von einem Dutzend ziemlich umfangreicher Bände eine solche Classifizirung doch zu rechtfertigen scheint.

Sie hat nichts desto weniger vollen Grund zu ihrem Protest, indem sie sich den zünftigen Schriftstellern als eine „Schriftstellerin von Gottes Gnaden" gegenüberstellt.

Fern von mir jeder Gedanke auch nur des leisesten Spottes; denn indem Frau Paalzow mit wahrer Demuth sich nur als das schwache Gefäß betrachtet, welches so herrlichen Inhalts durch göttliche Gnade gewürdigt wird: ist sie weit entfernt von jener augendreherischen Gleißnerei, welche zu der „Knechtschaft des Herrn" sich scheinbar demüthigt,

um daraus das Recht zu gewinnen, in jeder Mißbilligung des Knechts einen Angriff auf den göttlichen Herrn ahnden zu können.

Nur darin liegt das Mißverständniß der Frau Paalzow, daß sie, der Schriftstellerzunft d. h. den Leuten, welche ohne Herzensdrang und Begeisterung, aus der Schriftstellerei ein Gewerbe machen, sich persönlich gegenüber stellt, und den sachlichen Gegensatz zwischen Schriftstellerei und Poesie übersieht; da sie andern Falls erkannt haben mußte, daß alle ächte Poesie — von Gottes Gnaden sei!

Den Gegensatz selbst aber macht sie uns vollkommen klar und das ist nicht der am wenigsten zu schätzende Werth ihrer Briefe!

Sie spricht damit zugleich, unbewußt, das Geheimniß des ungeheuren Erfolges aus, welchen ihre Schöpfungen gefunden haben; ein Erfolg, welchen man durch Zurückführung auf äußerliche Verhältnisse, wenn gleich deren begünstigende Concurrenz nicht geleugnet werden soll, vergebens zu schwächen sucht.

Allerdings ist unsre Literatur nicht rar an Bei-

spielen plötzlicher Berühmtheiten; gewisse literarische Persönlichkeiten wie ganze literarische Richtungen haben, weil sie einer Laune des Tages, einer Lieblingstendenz oder auch nur einem Vorurtheil des Publikums schmeichelten, den Dank des Tages zu ernten gehabt und sich rasch eine allgemeine Beliebtheit gewonnen. Findet man hierin eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schicksal der Paalzowschen Romane, so ist diese Aehnlichkeit doch eben nur eine rein äußerliche geblieben; daß sie nicht Sache der Mode waren, dafür würden, wenn man aus der Lektüre der Romane selbst deren Würdigung nicht zu schöpfen wüßte, die Briefe der Frau Paalzow Zeugniß ablegen. Indem dieselben sich über den Verkehr der Verfasserin mit den durch Rang und Bildung höchstgestellten Personen aussprechen, schildern sie zugleich deren regen Antheil an ihren Schöpfungen, welche ihnen wiederholt und anhaltend Gegenstand gewissenhaften Studiums und ernsthafter Analyse wurden, in welchen sie einen sittlichen Gewinn für das Leben fanden und die Offenbarungen eines wahrhaft poetischen Genius begrüßten.

Nach des Dichters Ausspruch hat: wer den Besten seiner Zeit genug gethan, für alle Zeit gelebt!

Dieses schöne Loos ist der Frau Paalzow ersichtlich zugefallen; wenn sie aber zugleich vermocht hat, auch die trägen Massen für und durch ihre Produktionen zu begeistern, so ergiebt sich aus diesem Doppel-Erfolge, daß sie eben eine Schriftstellerin nicht der Zunft, sondern — von Gottes Gnaden, daß sie eine wahre Dichterin war; denn nur die ächten Spenden poetischer Eingebung sind im Stande das große Publikum für sich zu gewinnen und zugleich den Kenner zu befriedigen.

Ihre Wirkung ist aber dann auch eine nachhaltige und wenn auch der Rausch des Augenblicks seine Grenze findet, so macht er doch niemals einer entschiedenen Gleichgiltigkeit, wo nicht gar dem Ueberdruß Platz, sondern der ruhigen Werthschätzung.

Das Publikum ist jetzt in dieses Verhältniß zu den Paalzowschen Romanen eingetreten; die Theilnahme für dieselben ist nicht mehr die überlaute von ehedem; aber sie ist darum nicht geringer wor-

den und erhält sich in gesunder Lebendigkeit und Frische.

Daher wird auch die Herausgabe der Paalzow-schen Briefe dem Publikum eine willkommene Ergänzung der Werke einer ihm werthen Schriftstellerin sein.

Tausende und aber Tausende haben in den Romanen der Frau Paalzow Unterhaltung, Nahrung für ihren Geist, Befriedigung für ihr Herz gefunden und finden das Alles noch jetzt darin; wie sollte es ihnen nicht angenehm sein, nachdem sie der Künstlerin Werk schätzen und lieben gelernt, dieselbe in ihrer Persönlichkeit kennen zu lernen, und wie freudig wird nicht ihre Ueberraschung sein, wenn sie erfahren, daß diese Persönlichkeit eine so anziehende, in ihrer edlen Weiblichkeit Achtung gebietende, der Vorstellung, welche man sich von ihr nach ihren Dichtungen zu machen berechtigt glaubt, so völlig entsprechende ist, daß man zu ihren Gunsten die praktische Erfahrung, welche von der persönlichen Bekanntschaft mit uns werth gewordenen Künstlern im Interesse unserer Illusionen warnt, Lügen strafen kann.

Vielmehr wird man von der persönlichen Bekanntschaft mit der „Verfasserin von Godwie-Castle," welche uns diese Briefe vermitteln, mit Vorliebe an das Studium ihrer Werke gehen oder mit erhöhterem Antheil zu ihm zurückkehren, fühlend, daß wie uns ein gemüthlicheres Verhältniß, so auch ein innigeres Verständniß dafür erwachsen ist.

Frau Paalzow hat Ihnen in diesen Briefen ein schönes Vermächtniß hinterlassen; machen Sie es zu einem Allgemeingut, indem Sie den durch alle Welt zerstreuten Freunden der theuren Verewigten — ein Buch des Andenkens widmen.

Breslau, den 10. September 1854.

Robert Bürkner.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Maria Nadasti. 1837.

St. Roche. 1838.

Thomas Thyrnau. 1841.

Jakob van der Nees. 1843.

Schluß.

Die Verfasserin von Godwie-Castle.

Eine biographische Skizze.

Henriette Wach war die Jüngste von drei Geschwistern und wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin geboren. Ihre Eltern lebten daselbst in sehr einfachen Verhältnissen, in denen der Vater, neben einer schönen und frommen Mutter, ein strenges Regiment führte. Derselbe bekleidete den Posten eines Kriegsrathes und war ein tüchtiger Geschäftsmann, dem die Bildung seiner Zeit nicht fehlte — der aber dennoch an manchen Vorurtheilen eigensinnig festhielt und der Bildung und Erziehung seiner Kinder strenge Grenzen zog.

Nach der damaligen Sitte lebte die gesammte Familie in einer einzigen großen Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand, an welchem die Mutter die Kinder lesen und schreiben lehrte. Da aber der Vater am Fenster seinen Arbeitstisch hatte, bis wohin kein Geräusch dringen durfte, mußten Lehrer und Lernende so leise als möglich verhandeln und alle Uebrigen sich mäuschenstill verhalten. Abends vergrößerte sich der Familienkreis noch um die Magd, die am schnurrenden Rädchen zugleich mit

der Mutter den Bedarf des Hauses spann. Wenn sich dann Alle um das Licht drängten, bei dem der Vater oben am Tische las — war es der kleinen Henriette Gewohnheit, sich ein Fußbänkchen in die Ecke zu stellen und sich dort stundenlang, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, Geschichten zu erzählen, die sie selbst erfand. Niemand war indeß da, der diesen Hang beachtete oder nährte. Nur der Vater erzählte zuweilen in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte und deren noch wunderbarere Erfüllung und hinterließ damit den empfänglichen Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck, der ihre Phantasie und ihren Verstand zugleich anregte. Dies geschah aber nur sehr selten. So verging Tag auf Tag und kaum unterschied sich einer vom andern, da nur der Vater mit der Welt in Verbindung stand, aber wenig dort erlebte, was er in seiner gewöhnlichen ernsten Schweigsamkeit passend hielt, in sein Haus zu übertragen. Später selbst, als die Sehnsucht der Kinder, diesen engen Kreis zu durchbrechen, ihnen selbst unbewußt, in einer nicht zu stillenden Wißbegierde sich bekundete — pflegte der Vater streng all dergleichen mit den Worten zurückzuweisen: „Ein Mädchen, was waschen und plätten und stricken und nähen kann, und außerdem noch lesen und schreiben gelernt hat, weiß genug, um durch die Welt zu kommen, und alles Andere sind hochfahrende Gedanken, die ich nicht liebe.“ Damit

war man denn auf lange Zeit abgefertigt. Nur mit dem Sohne, dem später berühmt gewordenen Wilhelm Wach, wurde bald eine Ausnahme gemacht, und besonders sein auffallendes Zeichnentalent früh schon durch entsprechenden Unterricht unterstützt. So war dieser es denn auch, der aus seinem Verkehr mit der Welt und den eifrig gesammelten Geistesschätzen den Schwestern allerlei zutrug, welche sich dann ganz in der Stille sehr mit Vocabeln und einigen französischen Redensarten quälten. Letztere wurden der kleinen Henriette besonders entsetzlich schwer und sie pflegte später oft zu sagen: „Wenn ich mich nicht so tödlich gelangweilt hätte, so hätten diese französischen Studien eigentlich meine Begierde zu lernen ersticken müssen; so aber war selbst diese Qual eine Wonne für mich."

Ich weiß nicht genau zu sagen, ob sich diesem vereinzelten Lernen später noch ein Unterricht in der Geographie und Geschichte zugesellte — sicherlich war er dann eben so unvollkommen wie aller andere, da der Stachel: in der Jugend Versäumtes eigentlich nie nachholen zu können, Henriette bis an's Ende quälte, wie sehr sie sich auch bemühte, die Lücken auszufüllen.

So wuchs Henriette Wach doch eigentlich in ihr widerstrebenden Verhältnissen auf, obwohl sie sich dieses Mißverhältnisses erst spät, und ohne dadurch in der Liebe zu ihren Eltern beirrt zu werden, inne ward — und

lediglich aus der eignen Schöpferkraft einer glücklichen Natur bildete sich im Gegensatz zu jenen Verhältnissen die schwärmerisch bewegte Seele eine Welt, in welcher sie bald heimischer wurde, als in der ihr äußerlich gegebenen, und in dieser Richtung ward sie, da die ältere Schwester, bereits früh verheirathet, aus dem häuslichen Kreise geschieden war, von dem Bruder unterstützt. Beide gaben sich in der vollen Kraft der Jugend ahnungsvoll einem idealen Leben hin, welches sie für immer von der guten alten Zeit emancipirte.

Inzwischen brachte die Franzosenzeit doch auch manche Veränderung in die Form des äußern Lebens; es war geradezu unmöglich, bei der allgemeinen Bewegung sich gegen jede Berührung mit der Welt abzuschließen. Eine besondere Quelle des Glücks aber entsprang für Henriette aus dem Umstande, daß ihr Bruder durch immer bedeutendere künstlerische Leistungen sich auszeichnend, sich damals im Hause des Vaters ein Atelier gründete. Dadurch erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen, so daß dieselbe als ein nicht mehr zu Entbehrendes in ihr Bewußtsein überging.

Begierig genoß Henriette, was sich ihr in diesem erweiterten Kreise darbot und wollte der Vater auch zuweilen darüber zürnen, so besänftigte sie ihn mit den Worten: „Was willst du machen! hab' ich nicht alles pünktlich besorgt, was meines Amtes ist?“ Und darin

hatte sie recht. Denn sie hatte es sich zum Gesetz gemacht, nie etwas von ihren häuslichen Geschäften zu versäumen, um ihren eignen Interessen nachzugehen.

So wurde nach und nach die Sehnsucht nach Leben und Bewegung etwas gestillt und viele Räthsel lösten sich in Frage und Antwort wie von selbst, die ihr suchender Geist für sich allein nicht zu lösen vermocht hatte. Begierig las Henriette, was sie aus der alten und neuen Literatur bekommen konnte und nie habe ich Jemanden mit größerer Dankbarkeit von Menschen und Büchern, die ihr zur Erweiterung ihres Gedankenkreises oder zur Berichtigung verkehrter Auffassung verholfen hatten, sprechen hören, als Henriette Wach. Immer mehr bildete sich indeß auch aus ihr selbst ein entschiedenes Urtheil heraus und ihre von einem auffallenden Scharfblick unterstützte feine Combinationsgabe lernte bald das Gute vom Mittelmäßigen und Schlechten mit ungeheurer Sicherheit absondern. Diese fortschreitende Entwickelung entging ihren Eltern nicht — aber sie erfüllte dieselben eher mit Sorge als Freude, ohne daß sie vermochten, dem entschiedenen Gepräge ihres Charakters und Geistes mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Dazu kam, daß Henriette nachgerade auch zu den Erwachsenen gezählt werden mußte und daß Manches, was man an ihr tadelte, nicht mehr dem „kindischen Wesen“ früherer Jahre zugeschrieben werden durfte. Auch mußte sie vor Auf=

regungen geschützt werden, da eine scrophulöse Anlage ihres Körpers jetzt in eine völlig auszehrende Krankheit überzugehen drohte. Jedoch ging diese Gefahr vorüber und zeigte sich bald als eine wohlthätige Krisis, nach deren Ueberwindung aus dem kränklich blaßgelben Aeußern eine ungewöhnliche Schönheit der Farbe sich entwickelte. Henriette war sehr groß geworden — man konnte sie zwar nicht eigentlich anmuthig nennen — aber die Tiefe und die bewegte Ruhe ihres Geistes beherrschte auch ihren Körper und in jeder Bewegung drückte sich das ursprünglich Edle ihres Wesens aus. Was sie empfand und dachte sagte sie mit rückhaltsloser Offenheit, und wenn sie mit Begeisterung für einen Gegenstand glühte, wußte sie diese Empfindung mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit und wunderbar schönen Ausdrucksweise zu entwickeln.

Um diese Zeit traf die Prinzessin Wilhelm von Preußen unsre Henriette im Atelier ihres Bruders, von dem sie sich malen ließ und wurde so unwiderstehlich von der Erscheinung des jungen Mädchens angezogen, daß sie bei jedesmaligem Besuch um die Gegenwart desselben bat. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Begeistert für alles Schöne und Hohe, nährte Henriettens Seele eine glühende Liebe zu dieser edlen Frau — und nach und nach befestigte sich in Beiden eine Zuneigung und wahre Freundschaft, die für's Leben dauerte und die

auf Henriette einen nachzuweisenden Einfluß bis zum Ende ihres Lebens übte. — So öffneten sich die Pforten immer weiter, durch die das Leben zu ihr einströmte und auch unter Altersgenossen lernte sie die unschuldigen Freuden kennen, die der Jugend gehören. Zwar trat sie seltener wie alle Andern in diese Kreise, aber doch oft genug, um manches Band dort zu knüpfen und immer neue Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gesichtskreises zu finden. Der Vater schalt zwar auf die vielerlei vornehmen Bekanntschaften, aber die sanfte Mutter machte stets die Vermittlerin und alle derartigen Kämpfe wurden schneller geschlichtet als sonst.

So brach das Jahr 1813 herein und Henriettens Freundeskreis wurde gewaltsam gesprengt. Nicht dem Bruder allein drückte sie mit Begeisterung die Waffen in die Hand. Daß der Krieg viel Sorgen und Noth auch in ihr Haus brachte, merkte Henriette kaum, ihr Herz flog den Kriegern nach. Sie hätte sich selber gern hingegeben für die heilige Sache und bald sollte sie ein größeres Opfer bringen als das eigne Leben. Der Krieg, kaum begonnen, warf die ersten frischen Keime zukünftigen Glückes dem jungen Mädchen zerknickt in den Schoos. Sie hatte die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit zu begraben. Damals fand sie in der Zurückgezogenheit ihrer Eltern Trost und Erquickung für ihren frischen Schmerz und als später

die herrliche Siegesbotschaft kam, fühlte Henriette sich durch das schwerste Opfer dieses Sieges theilhaftig, so daß eine verklärte Freude aus ihren Augen leuchtete. Sie verlangte nichts mehr vom Leben und schloß ab mit ihrer Jugend, mehr wie je in sich selbst zurückgehend und dort Ruhe und Friede suchend. In dieser Zeit griff Henriette oft zur Feder, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Aber nichts genügte ihr darin und was entstand wurde wieder verworfen. So ist auch wenig aus dieser Zeit aufbewahrt, und was ich davon las, trug den Stempel eines nach Erkenntniß ringenden Geistes, dem es schwer ward durch die Fülle des Stoffes und die schwärmerische religiöse Stimmung zur Klarheit durch zu bringen. Es entstand darüber oft eine große Traurigkeit in Henriette und sie flüchtete sich bald wieder auf das Gebiet positiven Lernens. Auch hier beklagte sie sich oft über eine außerordentliche Schwerfälligkeit. Diese hatte einerseits in dem mangelhaften Unterricht ihren natürlichen Grund; dann ist sie aber dem Genie überhaupt nicht selten eigen, da es schnell Ursache und Wirkung erkennt, aber in seiner elektrischen Bewegung nicht die ganze Stufenleiter langsamer Gedankenentwickelungen verfolgt und namentlich gern alles fortläßt, was sich auf das Trockene, Mechanische bezieht. Dennoch bleibt in solchen Menschen die Sehnsucht danach, bis es ihnen gelingt, einen Bau mit

festem Fundament vor sich zu sehen. Mit wahrer Leidenschaft erfaßte Henriette die Musik, und weil ihr da ein guter Lehrer zu Hülfe kam, namentlich das Studium des Generalbasses. Sie machte auch Fortschritte; componirte ihre Lieblingslieder ganz meisterhaft und bildete ihre schöne umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus.

So vergingen Jahre und es rückte endlich eine Zeit heran, die Henriette aus diesem innerlichen Leben wieder mehr in die Welt zog. Sie heirathete.

Die Beweggründe zu diesem Schritt lagen nach Außen in dem Wunsche ihrer Familie — nach Innen in der Selbsttäuschung eines edlen Herzens, dem es leicht wird, nach einem schweren Verlust wenigstens noch glücklich zu machen, wenn man es auch für sich aufgiebt, glücklich zu sein. So hat Henriette Wach mir oft diesen Schritt bezeichnet, — und welche andre Motive auch noch hinzu kamen und wie auch nach Außen vieles anders scheinen mochte — gewiß ist, daß der Irrthum dieser Handlung sich nur zu bald erwies, und daß Henriette schwer dafür zu büßen hatte. Fünf Jahre lang lebte sie fern von Berlin in Westphalen oder am Rhein ein bewegtes Leben, in dem zuerst eine völlige Resignation und die Neuheit dieses Lebens keinen innern Zwiespalt aufkommen ließ. Aber kaum war die Hälfte der eben angegebenen Zeit verstrichen,

als schon die ersten Symptome inneren Zwiespalts an diesem künstlichen Glück auftauchten und nach und nach mit solcher Energie sich Bahn brachen, daß ihr nur noch die Wahl blieb: daran zu Grunde zu gehn oder diese Fesseln zu brechen. Die ursprüngliche Kraft ihrer Natur siegte bald über alle sentimentalen Vorstellungen einer großartigen Selbstopferung und als sie innerlich fest war, kämpfte sie mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit und die religiösen Scrupel über diesen eigenmächtigen Schritt. Sie siegte mit dem Bewußtsein, daß ihr Gott nicht auferlegen könne, ein Leben zu ertragen, welches ihre innerste Kraft lähmte.

So kehrte Henriette nach Berlin zu ihrer Mutter zurück, die nach dem Tode des Vaters und der Reise Wilhelm Wach's nach Italien, allein dort lebte. Henriettens ernste und würdevolle Haltung besiegte bald die Vorurtheile, die in damaliger Zeit der Stellung einer geschiedenen Frau entgegenstanden. Ruhig und ihrer selbstbewußt betrachtete sie die Vergangenheit und zwang die Menschen, ihr ihre Achtung nicht zu versagen, immer mehr einer Zukunft entgegen reifend, in der sie nach reichen und schweren Lebenserfahrungen sich selbst in ihrer eigensten Natur wiederfand und den Irrthum ihres Lebens versöhnte, indem sie sich daraus gerettet fühlte.

Sie schloß sich zunächst den Anforderungen des kleinen und beschränkten Lebens an, welches ihre alternde Mutter führte, und brachte dardurch ihren Grundsatz: „daß Einem nichts zu gering scheinen dürfe, um es nicht so gut als möglich zu machen" in volle Anwendung. Wie lange dies Leben dauerte, kann ich nicht genau sagen, aber erst der Tod der Mutter endete dasselbe. Ungefähr zur selben Zeit kehrte Wilhelm Wach aus Italien zurück und den Geschwistern wurde ein Traum ihrer ersten Jugend erfüllt, als sie sich entschlossen, ein Haus zu beziehen und ein gemeinsames Leben zu beginnen. Die verwandte Richtung ihres Geistes und Geschmackes gab demselben bald einen Reichthum, über welchen die Wünsche dieser beiden Künstlerseelen nicht hinausgingen und auch den Beobachter mit jenem Hauch bewegten Friedens anwehte, der nur aus dem Verein von Arbeit und Genuß erzeugt werden kann. Selbstständig und frei, wurde auch ihr äußeres Leben immer mehr ein Abdruck ihres Geistes. Vorzugsweise mit ernsteren Studien beschäftigt, suchte Henriette auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von Kunst und Wissenschaft hinein zu ziehn und besonders der freundschaftliche Umgang mit Wilhelm v. Humboldt und seiner Familie wurde von beiden Geschwistern mit großer Liebe cultivirt. —

Nicht also in Kampf und Entbehrung, sondern in

harmonischer Ruhe wurde ihr Dichtertalent geboren; denn um diese Zeit fing Henriette, von innerer Nothwendigkeit getrieben, zu schreiben an, und der Genuß dieses geheimen Schaffens bildete mehr und mehr den Kern ihres damaligen Lebens. Es entstand, von Niemand gewußt oder geahnt, das erste Werk ihrer Feder, und dasselbe wurde, neben dem freudigen Bewußtsein einer vollendeten Arbeit, zugleich mit dem traurigen Gefühl in dem Schreibtisch verschlossen, daß ihr Talent in diesem Erstling sich auch erschöpft habe. Längere Zeit hindurch beharrte sie bei diesem Gedanken; denn eine schmerzhaft verzehrende Krankheit fing an, sich in ihrem Körper zu entwickeln, und die vor Kurzem noch lebensfrische Frau beschäftigte sich fast nur mit ihrem Tode. Im Frühling 1835 wurde eine gefährliche Operation nothwendig, die sie wie alle damit verbundenen physischen und geistigen Leiden mit wahrem Heldenmuth ertrug; sie setzte es durch, daß Niemand außer einer ihrer Freundinnen etwas davon erfuhr, bis die Marterstunden vorüber waren und ihre elastische Natur den Sieg über den Tod davon getragen hatte.

Als Henriette zur Feier ihrer Genesung zum erstenmal wieder in einem ihr sehr befreundeten Familienkreise den Abend zubrachte, holte sie zum Erstaunen Aller ihr Manuscript hervor und fing an, es mit ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweise vorzulesen, bis sie durch einen nicht

mehr zu unterdrückenden Enthusiasmus unterbrochen wurde.

Dieser Abend wurde entscheidend für das Schicksal des Werkes, und wie sehr die Verfasserin es auch unterschätzte und wie verwirrt sie bei dem Gedanken wurde, dasselbe jemals gedruckt zu sehen: ihre Freunde ließen nicht nach, bis sie endlich einwilligte, das Urtheil eines gebildeten Buchhändlers darüber einzuholen.

Diesen ersten Schritt zur Oeffentlichkeit hat Henriette mir oft als einen letzten Kampf mit ihren Jugendeindrücken geschildert und die Macht der Gewohnheit und Erziehung daran erkannt. Besonders ward sie vom Zorn ihres Vaters, der in einem solchen Schritte eine Verletzung der Weiblichkeit gesehn haben würde, Tag und Nacht im Geiste verfolgt, und sie hat wirklich Zeit gebraucht, um eine geheime Unruhe zu besiegen, die ihr wie das Zeugniß eines Unrechts erschien. Erst nach mehreren Monaten, während welcher ein lang hingehaltenes Nervenleiden zum Ausbruch kam, willigte sie in die Herausgabe des Werkes und erwartete ruhig den Erfolg. Es ist bekannt, daß der Name der „Verfasserin von Godwie-Castle" lange ein Geheimniß blieb, wie es der Wunsch derselben war; als sie aber Berlin zur Aufhilfe ihrer Gesundheit für länger als ein Jahr verließ, folgten ihr die Vermuthungen bis an den Rhein und das Leugnen half endlich nichts mehr. Das Werk hatte in jener

Ebbezeit der Literatur zu viel Aufsehen gemacht, und als die Verfasserin im Herbst 1837 von Cöln zurück kam, wußte sie ihren Verehrern und Verächtern mit freier Stirn entgegen zu treten. Die in einer absichtlichen Weise lobenden oder tadelnden Kritiken gingen spurlos an ihr vorüber; sie verhielt sich zu dem Werke so objectiv, daß derlei Unwahrheiten sie weder blenden noch einschüchtern konnten. Wie sie selbst den höchsten Maaßstab daran legte, suchte und fand sie auch ehrliche Beurtheiler, deren tieferes Eingehn sie belehrte und ermuthigte. Auch traurige Erfahrungen fehlten nicht; neidische Freunde wurden ihre Feinde — aber immer nur hatte Henriette dabei ein wahres persönliches Gefühl, nie kämpfte sie öffentlich dagegen und erwartete ruhig, ob die Sache Sieger bleiben würde oder nicht.

Dieser lebendige Verkehr mit Menschen, dies ganze unendlich anregende Leben seit ihrer Rückkehr, eröffnete wieder eine neue Welt für Henriette und mit tiefer Befriedigung fühlte sie in ihrem Talent alle Sehnsucht ihres Geistes gestillt. Jetzt ahnte sie bereits, daß dasselbe mit ihrem ersten Werk nicht begraben sei, und in einsamen Stunden gab sie bald neuem Stoffe neues Leben. Im Jahre 1839 erschien St. Roche.

Wie anders war die Stimmung und Stellung der Dichterin dem Erscheinen dieses zweiten Werkes gegen-

über! Alle inneren Kämpfe lagen weit hinter ihr und der gesteigerte Enthusiasmus war nunmehr eine reine Freude für diejenige, die trotzdem der strengste Richter über ihre Arbeit blieb.

Mit Ehren aller Art überhäuft, öffneten der Gefeierten sich auch die Salons der vornehmen Welt und ihr eigenstes Wesen bewahrend, fand sie immer etwas auf diesen Wegen, was sie anregte und ihre Erfahrungen erweiterte. Nicht aus Vorurtheil, sondern aus dem tiefsten Bedürfniß nach Schönheit, war sie bis in die Fingerspitzen hinein eine Aristokratin und liebte daher sich unter ihres Gleichen, der äußern Form nach wenigstens, zu bewegen. Aber auch wenn sie allein war, war sie die vornehme Frau und selbst im Verkehr mit ihren Armen, wo ihr Auge von Milde und Menschlichkeit leuchtete und es dem Beobachter scheinen konnte, als sei dies ihr eigenstes Element, verleugnete sich dieser Eindruck nicht, ohne jedoch das Vertrauen zu verhindern und die Liebe zu schwächen.

Nur selten sah sie größere gesellige Kreise bei sich, aber immer waren dieselben gut combinirt und besonders lebhaft und angeregt. Künstler, Dichter und Gelehrte fehlten nie. Das häusliche Leben mit ihrem Bruder, mit einigen nahen Freunden und ihre Arbeitsstunden gingen ihr über Alles. Dennoch gab sie sich diesem Genuß nie so sehr hin, daß er störend auf ihr übriges

Leben wirkte — nie erlaubte sie sich den lästigsten Besuch deshalb abzuweisen, wenn auch oft an einem Morgen solche Unterbrechungen auf einander folgten. Sie gehörte dann ganz den Menschen, die sie vor sich hatte und schloß sich den Interessen an, die sie mitbrachten. Waren das keine allgemein anregenden, so hatte sie auch für alles Persönliche immer die volle Theilnahme und allerlei guten Rath in Bereitschaft. Nie machte sie einen Einfluß geltend, der sich die Herrschaft anmaßte — wohl aber erkannte sie bald die Vernunft, die aus der Sache selbst entsprang und versuchte dieser Geltung zu verschaffen. In solcher Weise hat sie unendlich viel gewirkt und manches schwere Lebensräthsel ihrer Freunde lösen helfen.

Beim Entstehen des Thomas Thyrnau habe ich oft die große Leichtigkeit bewundert, mit der sie schrieb. „Meine Arbeit ist auch nicht schwer dabei", pflegte sie auf solche Aeußerungen zu erwiedern, „stehen doch Alle um mich her und dictiren mir, so daß ich oft nicht schnell genug schreiben kann." Dabei hatte sie nur den äußeren Umriß des Ganzen im Kopf und ließ das Uebrige sich unter ihrer Feder entwickeln. Ganze Situationen und Scenen entstanden so, ihr selbst zur Ueberraschung, und machten sie neugierig auf das, was noch kommen würde. Daher die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Interesse

der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Nie ließ sie sich durch Stimmungen vom Schreiben abhalten; vielmehr wußte sie sich in dieser Hinsicht so zu beherrschen, daß selbst ihre zunehmende Kränklichkeit keine Macht über sie hatte. Das Bedürfniß nach Maaß und Harmonie war so groß in ihr, daß sie sich gewöhnt hatte, alles innerlich Erlebte an seine rechte Stelle zu setzen und jede Uebertreibung des Gefühls, die ihrer Natur zuwider war, daraus zu entfernen. Mit ihrer Zeit machte sie unendlich viel und die Regelmäßigkeit und die damit verbundene Einfachheit ihres Lebens war auch der Abdruck ihres Geistes. Nie erlaubte sie sich bis spät in die Nacht hinein oder gar im Bett zu lesen und stand regelmäßig um dieselbe Zeit, ziemlich früh, wieder auf. Am Nachmittag schrieb sie nie oder doch nur dann, wenn einmal gar nichts fertig geworden war — sonst war sie die ersten Morgenstunden am fleißigsten und meinte, man müsse solche Grundlage für den Tag haben. Sie dabei zu beobachten, war ein seltener Genuß! Das edle, blaße Gesicht mit den gesenkten Augen, die der schnellen Bewegung der schreibenden Hand folgten — dazu die schwarze Kleidung, die sie immer trug und die so ganz zu ihrer ernsten Erscheinung paßte und ringsumher die Schönheit und Stille einer geistathmenden Umgebung — das war ein Bild wohl werth in den Herzen Vieler aufge-

nommen zu werden! Und doch ist sie nur selten, wie alle Erscheinungen, die sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, ganz verstanden worden!

Nach der Herausgabe von Thomas Thyrnau vergingen Jahre, in denen die Verfasserin so krank war, daß jeder Sommer einen langen Badeaufenthalt nothwendig machte, und sie nur wenig oder gar nicht zum Schreiben kam.

Als im Jahr 1844 endlich Jakob van der Nees erschien, ist viel Widersprechendes darüber gesagt und geschrieben worden und nur Wenige erklärten sich entschieden dafür. Es ist hier nicht der Ort, um näher auf Ursache und Wirkung dieser Erscheinung einzugehen, aber gewiß ist, daß keiner das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, der überhaupt ein tiefer gehendes psychologisches Interesse dabei hat, einen Charakter bis in die geheimsten Falten hinein zu verfolgen, der von vornherein nichts Anziehendes hat. Und des Anziehenden war doch wahrlich genug; man braucht nur der herrlichen Gestalten des Montrose und der Urica allein zu gedenken! — Wie die Stimmung der Dichterin der des Publikums gegenüber sich verhielt, wird man aus dem früher Gesagten entnehmen und ich kann hier darüber hinweggehen, um Wiederholungen zu vermeiden. Gewiß ist nur, daß sie das Werk von innerster Nothwendigkeit getrieben grade so schrieb, wie es wurde, und

daß sie es mit diesem Bewußtsein ruhig wie die vorhergehenden seinem Schicksal überließ.

Sie erlebte danach bei größerem körperlichen Wohlsein ein glückliches Jahr — und dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie die vorherrschende ernste Richtung ihres Geistes ohne an Tiefe zu verlieren, immer mehr zu einer gleichmäßigen Heiterkeit sich verklärte und oft in eine neckisch fröhliche Laune überging, die den Reiz ihrer Nähe nur noch erhöhte. Aber diese Aussicht auf ein schönes, heitres Alter sollte bald getrübt und zerstört werden. Im Herbst 1845 verlor unsre Dichterin ihren Bruder nach fünftägiger Krankheit und fühlte mit seinem Tode ihr Leben so gewaltsam zerrissen, daß sie meinte, dieser Schmerz müsse sie vernichten. Dennoch kämpfte sie noch zwei Jahre mit einer langsam zunehmenden Unmöglichkeit ihres Körpers diesen Schlag zu überwinden, wie sehr auch ihr Geist sich aufraffte um Sieger zu bleiben. Wie ein Abschiedsgruß an's Leben sendete er noch einen Strahl aus und was sie damals schrieb, trug den Stempel einer auf den Höhenpunkt gebrachten Schöpferkraft. Aber das Körperliche wollte sein Recht — und so gab sie mit Bewußtsein ein Dasein hin, was sie mit Bewußtsein beherrscht hatte. Bis zum letzten Tage fast blieb ihr in freien, schmerzlosen Momenten die Klarheit des Gedankens, die ihr so eigen war, und in dieser schönen Ruhe sehnte sie sich nun auch das Räthsel

des Todes zu lösen. Im Herbst 1847 starb sie nach unsäglichen Leiden und lebt in Denen unsterblich weiter, die sie wahrhaft verstanden und liebten. K.

Frau Henriette Paalzow, geb. Wach, (deren Charakterbild in liebevollster und doch wahrster Auffassung einer getreuen Freundin, die vorstehende Skizze aufstellt) folgte am 30. Oktober 1847, um Mitternacht, nach langen erschütternden Leiden, die sie standhaft ertrug, ihrem Bruder, Wilhelm Wach, Professor an der Königl. Akademie zu Berlin, in das Jenseits.

Ein einfacher, schmuckloser Zug geleitete am Frühmorgen des 3. November die irdischen Reste hinaus auf den nahe gelegenen Friedhof, wo die Dichterin zur Seite des geliebten Bruders hinabgesenkt ward in die heimathliche Erde der Stadt, welche zuerst Zeuge ihrer literarischen Triumphe wurde, deren buntes Getriebe ihr vergönnt war, auf einige Augenblicke zu unterbrechen, um die allgemeine Aufmerksamkeit ihr, der ungenannten Dichterin, zuzuwenden. (Köln. Z. 1847.)

Godwie-Castle.

1835.

I.

(Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans „Godwie-Castle.“ Der Verfasser will unbekannt bleiben.)

Ein Autor, der ganz unbekannt ist und unbekannt zu bleiben die Absicht hat, sendet Euer Wohlgeboren einen Auszug aus dem Manuscript eines Romans und bietet Ihnen diesen zum Verlage an.

Das Manuscript ist entstanden ohne die Absicht es je drucken zu lassen. Es ist mehr wie Memoiren anzusehen, welche Jemand über Menschen, Verhältnisse und Zeiten, die er erlebt oder empfunden, sich selbst zur Verdeutlichung dieser Zustände notirt hat. Die Bruchstücke wurden nur Freunden mitgetheilt und diese sind es eigentlich, welche auf den Druck bestehen.

Ich ersuche Euer Wohlgeboren ganz ergebenst diesen Standpunkt der Arbeit im Auge zu behalten, weil er für die Beurtheilung der richtige ist und jeder literarischen Arbeit den eigenen Reiz der Absichtslosigkeit giebt.

Sollten Sie auf den Verlag eingehen, so wird für den gedruckten Bogen ein Honorar von — erbeten.

Ihre Antwort senden Sie unter Couvert des Herrn W. Wach, Professor der Akademie der Künste und Hofmaler in Berlin.

Berlin, 6. November 1835.

II.

(Eine Mittheilung des Professor Wach über die Gründe der Anonymität.)

Der Autor der Euer Wohlgeboren zugesendeten Manuscript-Hefte hat mir aufgetragen Ihnen sein Vergnügen auszudrücken, daß Sie die Annahme seines Werkes in Ihren Verlag beschlossen haben. Ihr Lob und Ihr Tadel waren ihm gleich sehr interessant.

Mit Sorgfalt ist er beschäftigt in Ihrem Sinne das Ganze noch einmal durchzugehen; es wird geschehen, was Ihr Rath angeregt und sich mit der Ueberzeugung des Autors ausführen läßt. Er bittet Sie indeß die Vorrede zu lassen, die, wenn Sie nicht bestimmte Gründe dagegen haben, er vorgedruckt wünscht.

Zu seinen besondern Privat-Gründen, das tiefste Geheimniß über den Namen des Autors walten zu lassen, fügt sich ein neuer noch nicht gekannter und erwogener Reiz hinzu: nämlich in Bezug auf die Kritik. Für 'sämmtliche Mitwissende glaubt der Autor sich ver-

bürgen zu können, und mit dem schnell gefaßten Vertrauen, welches der Gebildete dem Gebildeten schenkt, würde er Ihnen gleich jetzt das so ängstlich behütete Geheimniß des Namens anvertrauen, wären für den Augenblick nicht noch Gründe vorhanden, die es ihm unmöglich machen. Später nimmt er Ihr ihm vollkommen genügendes Wort in Anspruch und zählt sie sodann mit Freuden zu dem kleinen Kreise bewährter Freunde, denen der Name vielleicht den Werth der Sache nicht verringern wird. Das Ganze des Honorars wünscht der Verfasser nach vollendetem Druck zu empfangen.

Indem ich mich hiemit der Aufträge des Verfassers entledigt habe, soll ich noch in seinem Namen vielen Dank sagen, daß, nachdem Sie das Manuscript gelesen, Sie sich die Mühe gegeben haben so umständlich darauf einzugehen und zu antworten.

Berlin, 28. November 1835.

W. Wach.

III.

(Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode, ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modifiziren.)

Ihr geehrtes Schreiben vom 24. Dezember an Herrn Professor Wach beantworte ich selbst in der festen Vor-

aussetzung, daß das mir für spätere Zeit geleistete Versprechen, meine Anonymität bewahren zu wollen, Sie auch jetzt schon binden wird, wo ich Ihnen, wenn auch noch ohne Namen, durch Handschrift und eigne Mittheilung näher trete. Ich bitte daher, diesen Brief nicht aus der Hand zu geben und großmüthig jede Muthmaßung oder Nachforschung aufzugeben, bis ich die Ehre haben kann, mich Ihnen selbst darüber anzuvertrauen.

Dagegen wiederhole ich noch einmal auf das allerbestimmteste die früheren Versicherungen des Herrn Professor Wach, daß das Euer Wohlgeboren übergebene Werk ein Original ist,*) wie nur je eines existirt; in Plan, in Ausführung vollkommen so entstanden, wie die Vorrede es angibt, keine andern Stützen suchend, als geschichtliche Daten. Die Vorrede, die im Fall eines Verraths, der mir wegen meiner Stellung fast unerträglich wäre, meinen Charakter repräsentiren sollte, bitte ich Sie als Bürgschaft meines Wortes anzunehmen, und Professor Wach, dessen Ruf Ihnen keinen Zweifel lassen wird über eine ernstlich wiederholte Versicherung, will dies gern noch einmal bestätigen.

---

*) Die englische Färbung des Werkes, hatte nämlich in dem Verleger den Zweifel entstehen lassen, ob es Original oder Uebersetzung aus dem Englischen sei; er bat um Auskunft, bemerkte aber zugleich, daß er dasselbe, auch wenn es eine Uebersetzung wäre, unbedenklich in Verlag nehmen würde.

Der fernere Inhalt Ihres geehrten Schreibens ist schwerer zu beantworten, — er hat mannigfache Besorgnisse in mir angeregt. Einem Puristen der deutschen Sprache das Ganze zu übergeben würde ich augenblicklich bereit sein, die Unzulänglichkeit meiner eignen Fähigkeit ger nanerknenend, da nur zu häufig durch den gewöhnlichen Gebrauch, der so strenge Anforderungen nicht macht, Nachläßigkeiten und üble Gewohnheiten einschleichen. Aber mit größerem Bedenken würde ich das Angreifen der einzelnen Ausdrücke, der Constructionen, des Stils überhaupt ansehen. Der Stil — die oft, wie mir gar wohl bekannt ist, schwerfällige Construction, die Wahl abweichender, vielleicht ungewöhnlicher Worte; sie gehören doch zum Lebensmark des Ganzen! Ich bin mir der Art des Stils sehr wohl bewußt; er ist nicht, wie man ihn als unserer Zeit angehörend fordern könnte, er ist weit von der Nachahmung oder Nachstrebung der hohen klassischen Vorbilder moderner Literatur entfernt; er kann weder an die lichtvolle Klarheit Göthe's erinnern wollen, noch an die ergreifende Gefühlssprache Schiller's, gleich entfernt ist er von der ironischen Popularitäts-Sprache Tieck's und von aller Nachahmung dieser von diesen Herren gebildeten Schulen und der einzeln daraus hervorgetretenen Autoren. Der Gegenstand hat den Stil gebildet, nothwendig gemacht; er ist im Schreiben selbst und während ich mich in die Zeit versenkte, die ich

schilderte, entstanden. Einzelne Personen mußten dies Wort sagen, zu ihrer Individualität paßte die lange oder schwere Periode; wie ein heller Flecken auf einem dunklen Kleide stünde ihnen die klarere, elegantere Redeform! Ich könnte, bei einer Umänderung, den Schmerz empfinden, den uns das Leben aufspart, wenn wir uns liebe Menschen, deren Charakter wir ehrend anerkennen, unsrer Voraussetzung zuwider handelnd oder sprechend auftreten sehn. Dieser Stil, der nicht mein Stil ist, sondern der, der von dem Gegenstand bedingt ward, ist wie der barocke Rahmen eines Bildes, auf dem die Damen in steifen Spitzenkragen und schweren Stoffen, die Männer im Baret und spanischen Mantel ruhig hervorblicken. Wer könnte da leichte Säulen, zierliche Kapitäle als Einrahmung denken. Ich fürchte vor Allem einen Literaten, der mit der vorgefaßten Absicht an das Werk geht, daran zu ändern; nur in den dringendsten Fällen würde ich ihm dies Recht zugestehen; dagegen wahrhaft beruhigt mich finden, ihn als Puristen der deutschen Sprache das Ganze beleuchten zu sehen.

Berlin, den 28. Dezember 1835.

IV.

(Ueber die Correktur von Godwie=Castle.)

Ew. Wohlgeboren beehre ich mich hierbei die beiden folgenden Theile des bewußten Manuscripts zu übersenden, und mich in Ihre ferneren Anordnungen fügend, wiederhole ich nur noch einmal meine dringendsten Bitten, eine solche Korrektur recht speziell unter Ihrer Aufsicht vornehmen zu lassen.

Rechnen mir Ew. Wohlgeboren diese sich immer gleich bleibenden Befürchtungen nicht als ein Mißtrauen an, welches Sie berechtigt wären bereits gemäßigter zu erwarten, — es ist vorzüglich die entschiedene Abneigung gegen einen fremden Einfluß, dem ich selbst Vorzüge nicht verdanken will, die ich nicht selbst im Stande war, meinem Werk zu verleihen. Wie Sie es jetzt erhalten, so ist es mein! kein Wort, kein Gedanke ist mir geliehen. Dies war mir ein wohlthuendes Gefühl, und ich fürchte es zu verlieren, und fühle mich weniger gerüstet, Lob zu hören, was ich mir nicht mehr allein zurechnen könnte, als Tadel, auf den ich gefaßt war.

Ich spreche mich Ihnen so wiederholt darüber aus, um wo möglich Ihre Theilnahme für diese Charakterrichtung zu gewinnen und Ihre Vorschriften für den Literaten, der die Correktur übernimmt, so bedingt als möglich zu stellen.

Berlin, den 9. Januar 1836.

V.

(Ablehnung eines Einwandes, die Schilderung Mazarins betreffend.)

Mit besonderem Danke sende ich Euer Wohlgeboren die beiden korrigirten Lagen des Manuscripts zurück, und bin in diesem Sinne, bei fortgesetzter strenger Beobachtung der bis jetzt fest gehaltenen Grenzen, mit der weiteren Durchführung der Korrektur ganz zufrieden.

Mazarini's Schönheit ist mir allerdings bekannt, doch hatte ich alles auf ihn Bezügliche früher geschrieben, als sich dies mir aufnöthigte und allerdings einen unangenehmen Widerspruch machte. Aber ich gestehe ein, daß es mir schwer ward, auf die psychologischen Erscheinungen, die ich, gerade durch eine solche Persönlichkeit bewirkt, aufgestellt hatte, zu verzichten. Ich suchte darauf hinzudeuten, als habe er mit Willen seine Gestalt zurückgedrängt; ich fühle wohl, es ist nicht ausreichend, und scheint es Ihnen ein zu großes Hinderniß, müßte ich es zu motiviren suchen.

Ganz einverstanden bin ich mit Ihrem liebenswürdigen Vorwort und kann nur wünschen, daß meine späteren Recensenten Ihren ehrenden Ausspruch unterschreiben mögen.

Berlin, den 24. Januar 1836.

VI.

(Poetische Conception.)

Ew. Wohlgeboren Anfrage, in Bezug auf vorläufige Publikation eines Auszuges in der Mitternachtszeitung, stelle ich, ohne bestimmt zu widersprechen, die Schwierigkeit entgegen, die eine hierzu geeignete Auswahl in der Art und Weise des Manuscripts selbst finden würde.

Das wohlwollende Interesse, welches Sie dem Ganzen geschenkt, wird Sie gewiß überzeugt haben, wie wenig eigentlich frappante, effectvolle Momente darinnen sind. Es erhält Eins durch das Andere bedingt seinen Werth, soweit ich ihn überhaupt zu ertheilen vermochte, und es scheint mir sehr schwer, durch einzeln herausgehobene Momente, da sie keineswegs so voluminös sein dürften, als die Ihnen zuerst übersandten, ein Interesse bei Journallesern zu erwecken, die den leichten Schaum eines flüchtigen Reizes von jeder Lectüre abzuschlürfen trachten.

Eine Auswahl selbst zu treffen, müßte ich mich fast incompetent erklären, da die eben ausgesprochene Ueberzeugung mir keine freie Beurtheilung zulassen würde.

Es lag weder in meiner Fähigkeit, noch in meinem Geschmack, durch Situationen das Interesse hauptsächlich zu fesseln.

Meine Absicht war, daß das Ganze einen untrennbaren Zusammenhang haben sollte; eine aus sich selbst

herausschaffende Nothwendigkeit, die in ihrem Laufe von außen nur aufnahm, was sich ihrem Zwecke ergiebig zeigte, jede Anlockung ablehnend, die Lieblingsphantasien einzumischen treiben könnte, welche in der Nothwendigkeit des Ganzen nicht bedingt waren. Das Bilderkabinet in Burton-Hall möchte vielleicht am Ersten zu trennen sein; ich gestehe, daß ich hier einer besonderen Richtung in mir nachgab, dies recht zu meinem eigenen Vergnügen niederschrieb und die Bemühung, es dem Ganzen nothwendig zu machen, selbst belächeln muß. Ich zweifle jedoch, ob dies Interesse erwecken könnte, und bitte mit dem aufrichtigsten Vertrauen, Ew. Wohlgeboren wollen Godwie-Castle ganz als Ihr Eigenthum verwalten, und den Gebrauch davon machen, den Ihre Erfahrung und Ihre Bildung Ihnen anrathen werden.

Berlin, den 23. März 1836.

VII.

(Bewahrung der Anonymität. Der anfängliche Titel des Romans.)

Da Ew. Wohlgeboren mich nicht kennen, steht mir kein Recht zu, Ihre abermaligen Zweifel an meinem Ihnen gegebenen Wort, Ihnen übel zu nehmen, doch bin ich überzeugt, daß Ihnen dieselben unter anderen Umständen unzuläßig erscheinen würden.

Nach Rücksprache mit Professor Wach über die in Leipzig an Sie ergangenen Anfragen Berliner Buchhändler, kann sich dies nur auf Herrn Enslin beschränken, welcher allerdings bei den Vorberathungen über die Herausgabe des Buchs zugezogen worden war, ohne jedoch den Verfasser zu kennen oder zu ahnen. Nachdem er das Werk Herrn Duncker angeboten, schlug er vor, es Ew. Wohlgeboren anzubieten ꝛc. ꝛc. Wie man aber Ew. Wohlgeboren nach Godwie-Castle fragen konnte, bleibt jedenfalls ein Räthsel; denn erst, als es zu Ihnen geschickt ward, änderte ich seinen Titel dahin um und Herr Enslin oder Herr Duncker, welcher es wahrscheinlich, im Begriff nach Paris abzureisen, gar nicht ansah, könnten nur von dem Roman „Maria" Kenntniß haben, welchen Titel Ew. Wohlgeboren auch noch auf jedem Umschlag des Manuscripts in Godwie-Castle umgeändert vorfinden können.

Noch einmal wiederhole ich, daß mein Name ein streng behauptetes Geheimniß ist, und da dies aus Gründen geschieht, keineswegs einer launenhaften Willkühr unterworfen ist.

Berlin, den 2. Juni 1836.

VIII.

(Freude über die Vollendung des Drucks von Godwie-Castle.)

Erlauben Sie mir, Ihnen meine Freude über die glückliche Vollendung des ganzen Werkes auszudrücken, und meinen herzlichen Wunsch, daß Sie nunmehr nur Ehre und Freude davon haben mögen.

Ich würde sehr wünschen, sobald als möglich meine Exemplare zu erhalten, und bitte Sie um die baldigste Uebersendung derselben. Wollen Sie mir alsdann, wenn der mir gesetzte Termin des Schweigens mit dem Empfang dieser Exemplare und deren Anwendung aufgehoben ist, erlauben, das Verhältniß des Autors zum Verleger in das angenehme Verhältniß umzuwandeln, Sie zu dem kleinen Kreise der intimen Freunde zu zählen, die mir gelobt haben, auch ferner meine Anonymität durch Wort und That zu schützen, so werde ich mit Vertrauen und wahrem Vergnügen mich Ihnen in meinem nächsten Briefe nennen.

Berlin, den 23. August 1836.

IX.

(Frau Majorin Paalzow bekennt sich zur Autorschaft von Godwie-Castle. Ihre Gründe für Bewahrung des Incognitos.)

Verehrter Herr und Freund! Mit einer sehr aufrichtigen Anerkennung Ihrer Gesinnungen habe ich Ihren letzten Brief und gestern die Sendung der 15 Frei-Exemplare in ihrer schicklichen und angenehmen Ausstattung empfangen, wobei ich das schön gebundene mir selbst wohl als ein Andenken an meinen geschätzten Herrn Verleger aufbewahren darf.

Die Zusicherung Ihrer unbedingten Verschwiegenheit in Ihrem Briefe an Professor Wach durfte ich schon mit der Ueberzeugung aufnehmen, daß ich Ihnen auch ohnedem das festeste Vertrauen schenken könnte — und ich freue mich der einzelnen Momente, die meine vorschreitende Krankheit mir noch gewährt, Ihnen nun selbst mich anvertrauen zu können.

Godwie-Castle ging aus den Mußestunden einer Frau hervor: ich bin die Majorin Paalzow, die jüngste Schwester des Professor Wach, und so glücklich, unter seinem Schutze in seinem Hause zu leben. Als seine Hausfrau, in Umgebungen, die die Existenz eines Künstlers in der Hauptstadt leicht mit sich führt, ward mir

die Unabhängigkeit und Behaglichkeit zu Theil, die ein solches Unternehmen begünstigt. Ueber das Ganze wüßte ich Ihnen nichts anderes zu sagen, als Sie aus meiner Vorrede kennen gelernt haben.

Meine unbeschreiblich große Abneigung gegen Bekanntwerdung meines Namens geht erstlich von der natürlichen Furcht aus, in dem Munde der Menge zu sein, ganz besonders aber aus meinem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernde Frauen.

Meine Erfahrungen haben mich in dieser Beziehung nur Abschreckendes erleben lassen, und ich bitte Sie aufs Dringendste, mich um dieses einen Buches halber nicht für eine Schriftstellerin zu halten; denn indem ich mir selbst und alsdann dem Willen einiger weniger Freunde genug gethan, dies erst zu schreiben und dann es zu publiciren, habe ich meiner Ueberzeugung nach den Stoff in mir verbraucht, und Sie haben nicht zu fürchten, daß ich, wenn auch Gott meinen geistigen Keim nicht bald verpflanzen möchte, Sie mit einem matten Abdruck schriftstellerischer Sicherheit für Ihren Verlag belästigen werde. — Ich bin keine Schriftstellerin, ich will sie nicht par force werden, und habe nur mit diesem meinem Buche mich selbst erleichtert von angesammelten Ideen.

Schützen Sie mich also auch besonders als Freund gegen die neugierigen Nachforschungen Berliner Schrift-

stellerinnen, ich kann unmöglich mich zu Ihrer Zunft bekennen.

Berlin, den 4. Oktober 1836.

X.

(Die Kritik.)

Ew. Wohlgeboren gütige Zeilen und die beigefügte Recension über Godwie=Castle hat uns hier in Cöln am 16. d. M. erreicht, und ich benutze denselben Tag, Ihnen für das Vergnügen, welches Sie mir durch beide Zusendungen gemacht haben, meinen herzlichsten Dank zu sagen. Je prätensionsloser dies Werk der Welt übergeben ward, je reiner wird nun das Gefühl sein, womit so ausgezeichnetes Urtheil, so verschwenderischer und gebildeter Beifall den zaghaften Verfasser lohnt.

Es ist ein wunderbar neues und bewegliches Gefühl, in dem Urtheil eines gebildeten Wesens die Erscheinungen unserer Seele reflectirt zu sehen und ihrer Existenz sich noch einmal und mit um so mehr Ueberzeugung ihrer Wirklichkeit bewußt zu werden. Ich empfand diesem gebildeten verstehenden Urtheil gegenüber die ganze Süßigkeit solcher Erfahrung; der Verfasser hat mir nicht eine einzige Herbigkeit zu überwinden gegeben,

aber mich fast in Erstaunen gesetzt durch die Beobachtung von kleinen Zügen, von denen ich oft dachte, sie würde außer mir selbst Niemand bemerken.

Wissen Sie, wer der Verfasser ist? Und wollen Sie mir es sagen, wenn es kein Geheimniß ist? Fahren Sie fort mir mitzutheilen, was sich Ihnen von Recensionen darbietet, und halten Sie mich, ebenso wie Sie mir zutrauten, das Lob aufzunehmen, auch fähig, Tadel und abweichende Ansichten mit Interesse zu lesen. Sie werden dadurch über die Tage der Krankheit Interesse verbreiten, denn ich bleibe fürs Erste hier, einer zweifelhaften Genesung durch Veränderung der Luft und den mildern Winter Köln's zu Hilfe zu kommen.

Köln, den 18. November 1836.

XI.

(Die schriftstellerische Ehre der Frau Verfasserin wird verdächtigt.)

Ich muß Ihren Freundes = Schutz in Anspruch nehmen und thue es mit rechtem Vertrauen, da ich gewiß bin, Sie theilen die unangenehme Empfindung, die ich selbst habe, indem ich mich plötzlich durch den bösen Willen einer Frau als Betrügerin dargestellt sehe.

Von wem — oder wie ich verrathen worden bin, das weiß ich nicht; aber alle Mitwissenden schreiben mir, um mir zu versichern, es sei durch sie nicht geschehen. Allen habe ich die Bitte zurückgeschrieben, fortgesetzt zu schweigen.

Frau von W. gehörte zu Denen, vor deren Urtheil ich mich am meisten fürchtete, da sie jedes belletristische Produkt mit herbem Tadel zerreißt. Sie hat nun auch die Enthüllung meiner Autorschaft benutzt, um ihrer Kritik durch daran geknüpfte Persönlichkeiten einen besondern pikanten Reiz zu geben — hinzufügend: dies geschehe dafür, daß ich ihr die Sache verschwiegen.

Sie erklärt, sie wisse ganz genau, daß ein Freund von mir, der sehr geistreiche Geheimrath Koppe, den Sie vielleicht durch seine Reisen und Mittheilungen über Mexico kennen werden, das Beste an meinem Roman geschrieben habe. Sie sagt, als ob sie es durch Sie wüßte: Sie hätten ihn gar nicht verlegen wollen; ich hätte ihn müssen auf eigene Kosten drucken lassen.

Wenn ich nun dagegen denke, wie schnell, bereitwillig und ehrenvoll Sie im Gegentheil dies Werk aufnahmen, wie Ihr ganzer Tadel nur einige Sprachunrichtigkeiten betraf, wegen deren Sie mich übrigens durch Hinweisung auf ähnliche Schwächen sonst ganz bedeutender Männer zu trösten wußten, — daß das Buch Ihnen ja auch jetzt keine Schande macht; erwachte recht lebhaft

das Verlangen in mir, gerade Sie zu meinem Schutze und zu einer Erklärung aufzufordern, etwa in der Art „daß dies Buch nicht auf Kosten des Autors gedruckt, sondern von Ihnen, ehrenvoll anerkannt, sogleich bereitwillig aufgenommen worden sei, und daß Sie ganz entschieden dem verbreiteten Gerücht widersprechen könnten, es sei von mehreren Personen geschrieben, (ja wenn Sie wollen, sagen Sie jetzt, daß Sie den Autor kennen) und bestimmt wüßten, daß ein solcher Betrug dieser Person unmöglich sein würde, überhaupt auch schon die Einheit des Stils und des Planes gegen die vorgebrachte Beschuldigung Zeugniß ablegte."

Köln, den 2. Februar 1837.

XII.

(Die Verfasserin gibt Aufschluß über ihren Charakter. Ihre Bemerkungen über das Wesen der Vornehmheit.)

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Sie werden indeß meinen Brief erhalten haben und daraus den Gemüths-Stand des armen Autors von Godwie-Castle erkannt haben. Für Ihre heutigen Mittheilungen nehmen Sie meinen herzlichsten Dank! Wie viel Gutes erfahre ich über dies Werk der Einsamkeit, welches so gar nichts mit der Welt zu thun haben wollte, mit dem

ich so ganz fertig war durch die Gelegenheit, die es mir gab, mein Inneres von dem angesammelten Stoff zu befreien.

Vielleicht liegt in seiner prätensionslosen Entstehung gerade das, was den Besseren daran wohlthut. — Meine Hauptkorrespondentin über die Meinung der höheren Gesellschaft war die ältere Prinzeß Wilhelm — welche mir von Jugend auf eine wahre Freundin gewesen. Ihr Antheil machte sie auch bis jetzt verschwiegen, ich sage bis jetzt — denn sie schreibt mir: daß jetzt kein Leugnen mehr helfe. Gottlob, daß ich weit weg bin! — Das Lob hat nicht so viel Gewalt über mich, um mich über das heimliche Gefühl zu trösten, so in aller Munde zu sein. Hier Gottlob ahnet kein Mensch etwas davon, und doch bin ich immer in der Flucht!

Meine liebe Prinzeß, überhaupt meine Freunde sind über das Verfahren der Frau v. W. ganz empört! Wenn Sie mir beistehen können, sollte mich dies recht erleichtern; denn was sind die böswilligsten Kritiken gegen den Schatten, der auf meine Rechtlichkeit fällt. Dafür bin ich sehr empfindlich; schon als Kind wollte ich nie eine Hilfe gestatten bei einer Handarbeit, die etwa für ein Geschenk bestimmt war, weil ich dann kein Recht mehr in mir fühlte, zu sagen: ich habe sie gemacht. Das ist mit mir alt geworden.

Nein, Sie hätten mein Buch nie zu sehen bekommen, wenn ich mich nicht bis auf jeden Fehler dazu hätte bekennen dürfen. — Wie schön und gütig ist die Kritik, die Sie mir geschickt, und wie sehr merke ich auf so verständigen Tadel. Ueber Richelieu und Mazarini hat der Recensent aber Unrecht. Die unterhandelten die Vermählung mit Karl dem Ersten bei Lebzeiten des Königs Jakobs I. Längst war Mazarini an Richelieu's Seite, ohne Minister zu sein, ehe Richelieu starb, oder — Hume hat Unrecht!

Es freut mich nur, daß Sie doch auch jetzt Freude daran haben werden und belohnt sind für das Vertrauen, womit Sie es aufnahmen. Ach, ich habe es damals recht bewundert; denn gewiß hatte Keiner weniger Vertrauen dazu, als ich, obwohl ich selbst mir genug damit gethan, aber in ganz anderer Art.

Gräfin Dönhoff*) ist allerdings meine Freundin und eine Mitwissende; ich fühle mich geehrt, wenn dieser Engel genannt wird.

Das Publikum, welches über den Verfasser von G. C. immer noch nichts Sicheres weiß, scheint hauptsächlich darum auf hohe Autoren zu schließen, weil in dem Roman die Gepräge der Etikette und Convenienz ziemlich

*) Welche bei einem Theil des Publikums als Verfasserin von Godwie-Castle galt.

gut beobachtet sind. Daß nun die bürgerliche Frau aus bürgerlicher Familie diese kannte, mag als Lehre dienen, daß Formen, die mit einer edlen Charakterbildung zusammenhängen, Gemeingut sind. Ich habe von meinen Eltern und Geschwistern nie Anderes gesehen, ich habe mich in bekannten Formen ausgesprochen, ohne zu glauben, daß die andere Klasse dies allein für sich in Anspruch nähme.

Köln, den 11. Februar 1837.

XIII.

(Der Roman wird bei Hofe gelesen. Hofprediger Strauß entwickelt die leitende Idee des Romans.)

Sie haben indessen meinen zweiten Brief über dieselbe Sache erhalten, und ich konnte wohl denken, daß dieser, fast dringender als der erste Sie auffordernd, Sie in Verlegenheit setzen mußte. Es war daher recht unfreundlich von mir, so lange mit einer bestimmten Antwort zu zögern, und indem ich Sie deshalb um Verzeihung bitte, gestehe ich Ihnen zugleich, daß ich mit meiner schwachen Seite kämpfend, nicht ungern gesehen hätte, wenn Sie sich durch meinen zweiten Brief bestimmen ließen. Nach diesem Geständniß füge ich ebenso gern hinzu, daß ich Ihre Ansicht der Sache so schön und noble fand, daß ich

wünschte, sie gleich vollständig genug theilen zu können, um mir jeden andern Gedanken aus dem Sinn zu schlagen; aber es war gerade meine schwache Seite, wie ich schon oben sagte, berührt, und noch jetzt ist mir, als dürfte ich solchen Verdacht von Betrug gar nicht dulden. Lassen Sie sich aber in Ihrer schönen größeren Ansicht nicht mehr dadurch irre machen — Sie haben es gewiß mit mir am Besten gemeint, als Sie mir jede Reclamation widerriethen, und nicht ohne Rührung las ich, wie Sie gerade bei dieser Gelegenheit sich so ehrend über dies Unternehmen aussprachen und mir so viel anderes Tröstendes mittheilten, um mir die Ergebung dadurch leichter zu machen. Denken Sie deshalb nicht schlechter von mir — ich besitze gar keinen Geistes-Hochmuth — jedes Geschenk der Art kömmt mir vor, als dürfe man es sich auf keine Weise in Rechnung stellen; aber einen redlichen, unbescholtenen Charakter zu haben und zu bewahren, darauf gebe ich sehr viel, und darum verletzte mich der Angriff vielleicht über Gebühr. Lassen wir es also jetzt; ich will Ihnen gern folgen; es thut mir schon jetzt wohl, daß ich stiller darüber werde.

Vor einigen Tagen erhielt ich wieder einen acht Seiten langen Brief von meiner lieben Prinzeß, welcher zum größten Theil mein Buch zum Gegenstand hatte. Unsere liebe Kronprinzeß (Ihre Majestät die jetzt regierende Königin) hat solche Freude daran! Es wird des Abends

beim Kronprinzen (Sr. Majestät dem jetzt regierenden Könige) vorgelesen und Ihre Königliche Hoheit sagte meiner Prinzeß: Sie und der Kronprinz könnten jedesmal kaum den Abend erwarten und würden ungeduldig, wenn Abhaltung käme. Der Kronprinz hat einige genealogische Fehler erwähnt, ohne sie zu nennen, und von einer zweiten Auflage gesprochen, in welcher dies zu ändern wäre. Da Er sich aber außerdem mit so eingehendem Lobe geäußert, hat meine Prinzeß nicht widerstehen können, den hohen Herrschaften den Autor zu nennen, und bittet mich zugleich, es jetzt einzugestehen, da an Leugnen nicht mehr zu denken sei.

Außerdem hatte der Prediger Strauß eine sehr lange Auseinandersetzung der leitenden Idee gegeben (die Prinzeß hatte sie mir aufgeschrieben) und er wie seine Frau waren damit, wie mit etwas recht Wichtigem, beschäftigt. — Auf dies Alles habe ich heut geantwortet und sehr gewünscht, den Irrthum kennen zu lernen, auf welchen der Kronprinz hingedeutet hat.

Köln, den 23. Februar 1837.

XIV.

(Beschwerden über die unbillige Taktik der Staatszeitung. Die Grundidee von Godwie Castle nach der Auffassung des Hofpredigers Strauß und nach der eignen Darstellung der Verfasserin.)

Wie gütig sind Sie gegen mich! nachsichtig und eingehend selbst auf das, was Sie selbst als eine Schwäche in mir erkannten, und wie zeigt der Aufsatz, den die Staatszeitung zurückwies, so unverkennbar das Bemühen, gerade diese wunde Stelle in mir zu schonen und mich durch ehrenvolle Anerkennung zu trösten. Was auch daraus werden möge, Ihnen bleibe ich immer für diese gütige Absicht verpflichtet, und ehe ich zu dem Geschäftstheil unserer Mittheilung überging, mußte ich Ihnen dies erst mit voller Anerkennung aussprechen.

Die Antwort der Staatszeitung ist unwahr! — Daher glaube ich, sie hat schon Partei genommen, und ich erkenne ihre alte, an Anderen vielfach ausgeübte Taktik, die Sache durch Verzögerung zu entkräften. Was sie ausspricht, mag Grundsatz gewesen sein; nur ward er niemals gegen den Literaten, der sie beherrscht und sich die empörendsten Herausforderungen gegen die anerkanntesten Namen erlaubte, angewandt; die Redactoren aber verstanden es allezeit mit Hilfe jeder möglichen Ausflüchte die Entgegnungen, die von allen Seiten herbeiströmten, zurückzuhalten und gestatteten nur dann die

Aufnahme, wenn das Interesse an der Sache erschöpft war. Ich zweifle daher nicht, daß Aehnliches auch diesmal mir gegenüber beabsichtigt wird und wollte nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Den Artikel der Allgemeinen Zeitung werden Sie kennen; er war wie ein Steckbrief; so viele ihn lasen, so viele arretirten mich! Also nur die Zurückgezogenheit, worin ich hier lebe, sichert mich gegen die ängstlichen Berührungen; denn Sie können leicht denken, daß kein Mensch sich bereden läßt zu glauben, ich wolle trotz des einen Buches doch keine Schriftstellerin sein, und das erdrückt mich fast; denn ich kenne zu gut aus eigener Erfahrung das Mißtrauen, das diese Zunft einflößt. — Was werden wir doch einmal machen, wenn der Geist mich wieder triebe und wir was zusammen verlegen wollten?

Köln, den 14. März 1837.

Beilage zum vorstehenden Briefe:

1. Auszug aus einem Schreiben der Prinzeß W.

„Der Hofprediger Strauß und seine Frau sind auch ganz bezaubert von dem Buche, und als er mir die Idee des Buches nannte, schrieb ichs mir auf, um Sie darum

zu fragen, ob Sie sich das dabei wirklich dachten, weil ich behaupte, es geht mit der Dichtung wie mit der Malerei, — wie oft legt man ganz andere Ideen in ein Bild, als der Maler sie gehabt hat. Er gab zwar zu, daß man sich bei einem Buche wohl nie streng an eine Idee halten könnte, weil man im Schreiben immer noch was anbaute, was man vorher nicht bedacht hätte, wodurch auch das eigentliche Leben hineinkommt, und mir deucht, jedes Leben und Alles, was man beginnt, würde pedantisch werden, wenn man einer Idee sich vornähme zu folgen. Aber vielleicht eine Grundidee geht doch durch das ganze Werk.

Ihre Idee wäre also gewesen: die Form vornehmer Sitte darzustellen und zwar von zwei Seiten: wie diese Sitte die natürliche Form des christlichen und edelsten Lebens sei; von der andern Seite aber: daß, wenn diese Form einer Pflicht in den Weg tritt, wie hier der Offenheit in der Liebe, — dann durch dieselbe wie durch eine Gottes-Strafe ein ganzes Leben zertrümmert wird; die Form hätte also der Pflicht nachstehen müssen. — Sitte in der wahren Bedeutung des Worts ist der Ausdruck der richtigen Verhältnisse und muß immer nur die Form dazu sein, um das Wesen abzuspiegeln. Die Form soll als ein Gebot uns erinnern, wie es innerlich in uns sein sollte. Wie gerade Frauen sündigen in Bezug auf die vornehmeren Verhältnisse.

Männer sündigen, die Form heuchelnd; Frauen, die Form höher achtend, als die Pflicht. War es nun das?" —

---

2. Das Resumé meiner Antwort lautete ungefähr also:

Eine Dilettantin und eine Frau schreibt mit ihrem Charakter; er wird ihr Stütze und Schranke. Bedenken für mich, bei dem Wunsch meiner selbst im Schreiben bewußt zu werden — Furcht vor dem Niedertauchen in alle Zustände des Lebens! Viel Unglück erlebt, nie Unedles, nie Gemeines! Furcht vor Gott, es auch nur momentan in meine Phantasie aufzunehmen! — Das Leben anders erkannt, als seine Verwickelungen blos dort suchen zu müssen. — Die edelsten, besten Menschen begehen kleine Fehler, häufen kleine Verschuldungen, und das Leben gestaltet diese, ehe sie es ahnen, zu all den Verwickelungen, welche wir uns gewöhnt haben Unglück zu nennen! Diese Ansicht hat mich geleitet. — Mangel an Offenheit und Vertrauen erkannte ich für den größten und häufigsten Fehler; die jüngere Herzogin von Nottingham repräsentirte dies! In der älteren Herzogin bewahrte ich mir und meinen Geschwistern das Andenken meiner verewigten Mutter. Daß jene Fürstin ist, störte mich nicht! Diese Form ist das Bedürfniß aller edlen Menschen; ich sah nie Anderes von meinen

Eltern, von meinen Geschwistern und erfuhr erst später, daß die höheren Stände sie die ihrigen nennen." „Vielleicht, fügte ich hinzu, findet der Herr Oberhofprediger Strauß, daß seine Ideen darinnen enthalten sind. Finden doch Andere noch so manches Andere in dem Buche." — So schrieb mir letzthin Jemand: es sei darum auch so ein verdienstliches Werk, weil ich unverkennbar die Absicht gehabt habe, große und sehr vortreffliche Winke über Erziehung zu geben. — Da rief ich aus: Eines paßt sich nicht für Alle; seh' ein Jeder wie er's treibe; seh' ein Jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Das dachten Sie wohl selbst nicht, daß Sie ein Werk über Erziehung verlegt hätten? Darin habe ich mir freilich genug gethan, daß ich die Ansicht über Schönheit der Frauen, und wie man es ihnen sagen müsse, um sie in dem Bewußtsein derselben heilig und unschuldig zu erhalten, aufgestellt habe; denn die falsche Bemühung, diese Einsicht den jungen Mädchen zu verbergen, bringt die erste Lüge in ihre Seele und läßt sie über die wichtigste Beziehung zur Außen-Welt, die sie beim ersten Auftauchen verstehen lernen, gänzlich ohne Halt, vertraut sie vielmehr ihrer und fremder Thorheit an.

XV.

(Die Verfasserin will nicht als Schriftstellerin von Profession angesehen werden. — Ihre Art zu produziren. — Anfänge neuer dichterischer Thätigkeit.)

Vielleicht haben Sie es selbst gedacht, daß mein langes Schweigen die Folge meines leidenden Zustandes sein müßte, und damit hatten Sie denn wirklich die rechte Entschuldigung für mich, denn ich habe viel und anhaltend gelitten und bis vor sechs Wochen fast nur in der Steigerung meiner Leiden gelebt!

Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb auch die Anerkennung und Freude für Ihren schönen Brief, den ich so lange unbeantwortet ließ, zu fühlen unfähig ward. So völlig läßt mich Gottes Güte auch in den schwersten Augenblicken, die er mir auferlegt, nicht verarmen. Obwohl dieser Brief längst in die Hände meines Bruders übergegangen ist, dem ich den schönen, uns so ganz zusagenden Inhalt nicht entziehen wollte, ist mir dieser doch gegenwärtig; Ihre Mahnung, daß ich mich dieser ganzen Erscheinung in mir willenlos hingeben und die Aufforderungen derselben als Gottes Willen ansehen soll, war ja ganz aus meiner Seele gesprochen. Er, hoffe ich, wird dann das, was ich so festhalte, vor jeder Ausartung bewahren, vorzüglich vor den Trugbildern des Dünkels, und so lange ich mich davon rein

erhalte, hoffe ich, meine Seele wird keinen Schaden leiden. Ich habe jetzt nichts als Gutes erlebt! — Sie glauben nicht, wie viel Freundliches mein Bruder in Berlin von allen Seiten erfuhr, und wie glücklich es ihn gemacht hat, daß mein Name, da er doch bekannt werden mußte, nicht darunter zu leiden hatte. Sie wissen es ja längst, daß ich ein Bischen charakterstolz bin, und können daher denken, daß es mir vorzüglich wohl thut, daß man meinem Buche allgemein einen sittlichen Werth zugesteht.

Indeß regt sich nicht der geringste Eifer in mir, wieder Etwas in die Welt zu schicken; ich bin gerade wieder so einsam und still, wie vorher, mit mir, und warte, ob es sich zeigen wird und fürchte nur das Eine: daß ich gegen mich selbst zu kritisch, zu mißtrauisch sein werde. Meine Beobachtungen haben mich nämlich gelehrt, daß nur allzu oft ein Erstlings-Werk Erwartungen rege macht, welchen kein folgendes Produkt mehr entsprach; weil der Autor, welcher durchaus nicht des Prädikats: Schriftsteller verlustig gehen wollte, den leer gewordenen Geist, blind für seinen Zustand, zu Produktionen zwang, zu denen die Kraft und der Stoff bereits nicht mehr vorhanden waren. — Daher kommt auch meine Angst, zu den Schriftstellerinnen gerechnet zu werden! Sie können denken, wie oft ich der Frage begegne, was ich jetzt schreibe ꝛc. Unaufhörlich und

Jedem antworte ich: ich bin keine Schriftstellerin! ich habe nicht das sprudelnde Talent, das dazu stets auffordert, und ich würde mich nie hinsetzen können und sagen, ich will ein Buch schreiben. — Dies eine Buch habe ich schreiben müssen; ob der innere Drang zur Produktion in meinem sich neigenden Leben noch einmal erwachen wird, will ich erwarten, aber ich bin macht- und willenlos dabei, und Gott bewahre mich vor dem Dünkel, fürder produziren zu *wollen*, weil es mir *einmal* gelungen scheint.

Daß Sie mein Buch nun zum zweiten Male verlegen, freut mich recht herzlich, auch um Ihretwillen, da Sie die Namenlose von Anfang an mit so sicherem Takt ehrend aufgenommen haben. Die Genugthuung meines edlen, trefflichen Bruders aber, an dessen näherer Bekanntschaft Sie noch Freude haben werden, ist so rührend, daß ich nicht sagen kann, wie glücklich ich bin, ihm durch irgend Etwas, was ich mir zurechnen darf, dies Gefühl gegeben zu haben.

Jetzt arbeite ich, wenn es mich ruft, an einem größeren Werk, welches mit Ausnahme einer kurzen Episode, deren Schauplatz England ist, in Frankreich spielt. Es soll mich wundern, was das werden wird, besonders da meine Natur viel homogener mit England als mit Frankreich ist. Ich werde nun erfahren, ob mein Geist eine gewisse Unabhängigkeit von individuellen Neigungen

erlangt hat. Zuweilen denke ich, auch in Godwie-Castle sind schon Andeutungen, daß dies wohl der Fall sein könnte, wozu ich alle Scenen mit Buckingham rechne.

Das neue Werk wird eine sonderbare Eintheilung haben. Vielleicht werden das Interessanteste davon die Begebenheiten sein, welche die Eltern und Großeltern der eigentlich handelnden Personen erlebten. Diese sind der Kern, um deswillen die Gegenwart, die Schale, just so und nicht anders sich gestalten muß. Ich erkannte nun sehr wohl die Schwierigkeit, welche sich für die Erzählung daraus ergibt, daß ein 60 bis 80 Jahre später lebender Referent, außer der Angabe von großen Thatsachen, auch Gefühls-Bewegungen, worin sie sich gründen oder welche sich an sie knüpfen in dialogischer Form mittheilen soll. Die Thatsachen sind die Resultate, der bleibende Gewinn der Zeit; die Gefühls-Nuancen der einzelnen mitwirkenden Faktoren müssen aber als Einzelnes in der Zeit untergehen und ihre Reproduktion im Munde eines so viel späteren Referenten, erschien mir eben so unnatürlich, als es mir gerade darauf ankam. Ich habe daher vorläufig die Schale meiner Geschichte ruhig bis zu dem Moment ausgearbeitet, wo die Beschreibung der Vergangenheit beginnen soll, und dann habe ich mich an das Publikum gewendet und gesagt, was Jener nicht kann, kann ich; ich erhebe die Vergangenheit zur Gegenwart; lasse den Leser selbst

mitleben und zeige ihm das Zellengewebe kleiner Begebenheiten, woraus sich das der Welt aufbewahrte Resultat ergab. —

Ich kann zuweilen eine rechte Lust empfinden, wie ich das Alles ordnen und zwingen will, daß es geebnet, und von innerer Nothwendigkeit getrieben, schön gegliedert in einander greift, ein untrennbares Ganzes! Jetzt liegt es noch roh nebeneinander, aber es ist ein Entzükken, zu denken, daß es sich zwingen läßt und der Zwang selbst schließlich wie die Schlacke, von der Harmonie reiner Formen abfällt.

Man muß eben immer das Beste vor Augen haben. Man erreicht es nicht; aber ein heiliges Feuer erwärmt uns bei dem Gedanken daran, während man doch demüthig dabei bleibt, weil man sich immer was Besseres denken kann, als man hervorbringt. Wenn ich früher sterbe, als ich es vollende, werde ich verfügen, daß Sie es, doch blos als Freund mitgetheilt bekommen. Sie werden vielleicht doch schon die Absicht erkennen. Wissen Sie, was ich mir im Ganzen zutraue? Ich werde schwer aus einem gewissen Pathos herauskommen. Schlechtigkeiten zu schildern, wird mir so schwer, daß es mir ist, als erlebte ich Unglück; ich bin während dessen völlig niedergedrückt, und finde nur Rettung vor dieser Empfindung, indem ich mich an irgend einen Charakter wende, der von einem edleren Pathos erfüllt ist.

Nun wir werden sehen, was die Nothwendigkeit des Gegenstandes über mich vermag.

Köln, den 1. September 1837.

XVI.

(Vorbereitung der 2. Auflage von „Godwie-Castle.“)

So eben erhalte ich Ihren lieben Brief vom 20. September und danke Ihnen für jedes freundliche Wort, ohne Ihnen einen ausführlicheren Brief darum erlassen zu wollen. Ich kann Ihnen aber nicht mehr helfen, wie Sie es wünschen, und muß Sie herzlich bitten, auch diesmal die Anrede an das Publikum selbst zu übernehmen. Bei der unüberwindlichen Angst, die mich befällt, wenn ich mich dem Publikum gegenüber denken soll, würde ich nichts zu sagen wissen, und geneigter sein, um Verzeihung zu bitten, als zu empfehlen. Indeß sehe ich vollkommen ein, daß Ihre ersten, mir immer so äußerst angenehmen Worte, als Vorrede der zweiten Auflage nicht mehr ausreichen. Ich würde aber doch deren wiederholten Abdruck wünschen; nur müßte ihnen dann das Vorwort zur zweiten Auflage folgen.

Wie und in welcher Form Sie es fassen, kurz oder lang, als mein Freund oder als mein Verleger — alles Das lege ich mit dem größten Vertrauen in Ihre Hand;

ja selbst wenn es Ihnen passend scheint, Ihre Bevorwortung aus meiner Ablehnung zu motiviren, mögen Sie dies immerhin thun; das sind alles Dinge, die Ihre Erfahrung Sie viel richtiger beurtheilen läßt als mich, und die ich Ihrem Zartgefühl mit vollem Vertrauen anheimstellen darf.

Köln, den 26. September 1837.

XVII.

(Neue schriftstellerische Thätigkeit. Godwie-Castle wird ins Englische übersetzt.)

Es wird mir immer recht wichtig sein, was Sie mir von Ihren Beobachtungen über mich mittheilen, weil Sie so viel Erfahrung haben müssen durch den langjährigen Verkehr mit all den schreibenden Leuten der heutigen Welt. Ich hatte so sehr die Ueberzeugung, mit dem einen Buche mich ausgeschrieben zu haben, und kann Ihnen mein Erstaunen nicht schildern, als das andere sich wieder durcharbeitete. Sie scheinen nun auch der Meinung zu sein, daß dem noch zu vertrauen sein wird, und für die allgemeine Ansicht ist mir das sehr wichtig, aber für die Ausführung vermehrt es meine Sicherheit nicht, und wie sich das größte Mißtrauen gegen meine Fähigkeiten mit der unerschütterlichen Festigkeit verträgt,

womit ich mir selbst Richter, Lehrer und Beglaubiger bin, das ist mir selbst ein Räthsel. Ich weiß aber, daß es platterdings unmöglich wäre, eine einzige von mir verworfene Periode zu retten, und wenn Göthe und Schiller vom Himmel stiegen und sie sich ausbäten, und — daran bin ich gänzlich unschuldig und Aehnliches ist in meinem übrigen Wesen nicht nachzuweisen. Z. B. finde ich gar nicht, daß ich in Godwie-Castle schon Beweise gegeben hätte, daß mir französische Zustände bequem wären, gleich den englischen. Sie sehen, daß Sie mich auch nicht überzeugen! Der Grund, weshalb ich Ihnen überdies bald wieder schreiben wollte, war eine Anzeige unseres Freundes Spiecker, (der Spenersche,) daß Godwie-Castle ins Englische übersetzt wird. Das Nähere wollte er meinem Bruder noch zukommen lassen. Ich dachte, es könnte auf irgend eine Weise Ihnen wichtig sein, dies zu erfahren; es wird doch nicht Ihr Interesse gefährden? Ich kenne solche Verhältnisse gar nicht, aber ich dachte doch, Sie müßten es wissen.

Ich sage Ihnen nun ein herzliches Lebewohl, und sehr wahrscheinlich zum Letztenmal aus meiner alten Klosterzelle zu St. Pantaleon! Gott sei mir gnädig in dem wunderlichen, modernen, weiß angestrichenen Berlin!

Köln, den 20. Oktober 1837.

XVIII.

(Die Vorrede zur 2. Auflage von Godwie-Castle. Bedenken gegen die Anwendung der Wasserkur. Verschiedene Eindrücke. Was man Alles aus Godwie-Castle herausliest.)

Alles was ich Ihnen aber viel und herzlich Dankbares zu sagen habe, tritt zurück, bis ich Ihnen mein lebhaftes Bedauern ausgedrückt habe, die zweite Vorrede zu Godwie-Castle noch nicht erwähnt zu haben.

Ich kann es mir gar nicht vergeben, da Ihnen ein Zweifel an meiner vollständigen Zufriedenheit einkommt und Sie eine Vertheidigung hinzufügen, die freilich noch trauriger wäre, wenn sie nöthig wäre, mich aber auch so schon förmlich betrübt hat. Erklären kann ich es Ihnen nur, wenn ich bedenke, daß ich sie schon gar nicht anders als passend erwartete, daß, als ich sie las, sie ganz dieser Erwartung gemäß war und sich nun so still in mir zurecht legte, daß ich sie nicht wieder fühlte und als ich überhaupt die zweite Auflage erwähnte, dies wie mit einbegriffen hielt. Verzeihen Sie mir, denn glauben thun sie mir gewiß.

Wir sagen Ihnen beide den herzlichsten Dank für die ausführlichen Mittheilungen in Bezug auf die sehr merkwürdige Prießnitzsche Heil-Methode und deren Resultate, aber ich zweifle, daß meine Kräfte einer so energischen Kur noch gemäß sind, und ich schaudere vor dem Gedanken einer möglicher Weise sehr langen Trennung von

meinem Bruder. Ich weiß sehr wohl, daß Ihnen das nicht sehr vernünftig erscheinen wird, und ich bin nicht die Letzte, dies einzusehen, da mir, wenn sich kein Mittel wirksam zeigt, nur ein langsamer, qualvoller Tod bevorsteht; aber ich wollte mein Gefühl nicht zurückhalten; die Wahrheit ist, daß ich mich zu schwach fürchte für so viel Leiden; außerdem steht mir eine lange Erfahrung zur Seite, daß ich noch immer zuletzt gethan habe, was ich mußte, wenn es mir auch schwer ward.

Entziehen Sie mir daher Ihren Antheil und Vorsorge nicht, befürchtend, sie sei an mir verschwendet. Ein müder Wanderer glaubt nur zuweilen, er könne nicht weiter; ehe er am Wege verschmachtet, erspäht er doch noch irgend ein Ziel, und sucht und findet Kräfte, es zu erreichen.

Gestern Abend war ich ein Paar Stunden in einer Gesellschaft, wo ich bei der Rückkehr selbst über die Verschiedenheit des Eindrucks erstaunen mußte, den Godwie-Castle macht.

Die Gräfinnen Bohlen und Bismark danken dafür, wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsräthin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den Nachrichten über Mazarin und

Bristol nach, und fragt, wo ich diese Quellen gefunden. General Pfül erkennt es als keinen Roman an, sondern erklärt es für Geschichts-Tableaux, während ein Professor der Geschichte mir sagt, er habe es seinen Schülern empfohlen als das charakteristischte Werk, welches den damaligen Zustand von England darlegt; vor Allem aber horchte ich den ehrenden Worten Alexanders von Humboldt, der mir viel zu Gutes gesagt hat, um es selbst Ihnen wieder sagen zu können; gewiß ist es aber, daß die Pietisten das Buch für einen den Katholiken hingeworfenen Fehdehandschuh erklären und mir diese heimlich grollen.

Es erschwert mein Erscheinen in Gesellschaften sehr, daß mich Niemand sieht, ohne des Buches zu gedenken; ich zittere davor, ehe ich eintrete, und bleibe immer in einer ängstlichen Aufregung, da ich noch nicht gegen diese direkten Angriffe abgehärtet bin.

Berlin, Dezember 1837.

XIX.

(Krankheits-Philosophie. Godwie-Castle wird immer mehr das Buch aller Stände und Gesellschaftsklassen.)

Vier Wochen eines schonenden Aufenthalts haben die leidenvollen Zustände ermäßigt, welche mich auf der

eilftägigen Reise hierher begleiteten. Die Bewegung, womit ich die alten Räume, meine Schwester und meine Freunde, welche ich bei meiner Abreise für immer zu verlassen geglaubt hatte, wiedersah, forderten eine innere Sammlung, und alle brieflichen Mittheilungen traten dagegen in den Hintergrund. Gewiß aber ward kein wohlwollendes Wort der Art an mich verschwendet, und sehr dankbar bin ich Ihnen für die wahrhafte Güte und Theilnahme, womit Sie bei Ihren überhäuften Geschäften mir in einer so ausführlichen Mittheilung Rath zur Hilfe geben. Sie haben auch unser volles Interesse rege gemacht und mein Bruder ist lebhaft von diesem Gedanken ergriffen.*) Bei langen Leiden wird man geneigter, diese zu ertragen, als sie sprechend und beschreibend hervorzurufen. Die Verbannung aus unsern Gedanken, wozu wir sie zwingen müssen, um einigermaßen ihrer Herr zu bleiben und unsere Nähe für Andere erträglich zu machen, versetzt uns leicht in den Fehler, die neue Hilfe muthlos zurückzuweisen, weil frühere Versuche sich als unzureichend erwiesen; zuletzt gewöhnt man sich, Alles in Zweifel zu stellen. Dieser Stimmung bin ich mir bewußt und habe Mühe, ein stärkeres Pflichtgefühl zu wecken, welches befiehlt, Leben und Gesundheit zu erhalten, als

*) Es handelte sich darum, eine Krankheitsgeschichte an Prießnitz einzuschicken.

Gottes Eigenthum und zu seiner Verfügung. Wenn daher auch heute nicht, doch gewiß bei einer nahen Sendung, die ich Ihnen machen wollte, sollen Sie dann die schmerzhafte Auseinanderlegung meines Zustandes finden, und so sehr ich auch beschämt bin durch Ihren Vorschlag, dies selbst dem Arzte zukommen zu lassen, um es aus dem großen Andrang solcher Zusendungen vor dem Uebersehen zu retten, so nehme ich es doch dankbar an, und ich und mein Bruder bleiben Ihnen gern dafür Schuldner.

Die neue Sendung von Godwie=Castle ist so schön und erfreulich und ich danke Ihnen sehr für meine schönen Exemplare. Ich erlebe sehr viel Ehrenvolles und Erfreuliches, und in so fern ich am schnellsten vergesse, die Veranlassung gewesen zu sein, ist mir die Erscheinung dieses Erfolges überaus interessant und ich muß viel darüber nachdenken, wie dies gerade so zeitgemäß sein konnte. Persönlich wird mir Alles dadurch leicht gemacht, daß man mich keines Dünkels beargwohnt und richtiger, als ich es für möglich hielt, sich in diese Erscheinung hineinfindet und sie mir zugesteht, ohne mich unter die Zunft der Schriftstellerinnen zu verweisen.

Die Verbreitung des Romans durch alle Stände ist eben so auffallend, wie durch alle Gegenden. Eine Freundin, die bei dem Besuch ihrer Güter durch die entferntesten preußisch=polnischen Städte kam, fand, daß mein Buch

dort bekannt war, und wurde mir doch selbst von meinem Schneider und unserm alten Bedienten mit vieler Devotion zu dem Erfolge des Buchs gratulirt.

Gestern aber wünschte mich ein Buchhändler zu sprechen, und als ich nach langem, langem Besinnen, ob ich es wagen sollte, ihn empfing, wünschte er seine Buchhandlung, die er Neujahr eröffnet, mit einem „neuen Werke" von mir zu eröffnen, und trotz meiner demüthigen Versicherungen, daß er keine Schriftstellerin vor sich habe, glaube ich doch, er hat mich mit dem festen Vorsatz verlassen, mich dafür zu halten.

Berlin, den 18. Dezember 1838.

XX.

(Betrifft die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Castle.)

In Betreff der Vorrede von Godwie-Castle kam mir bei Ihrer Anfrage ein Gedanke, den ich nicht zu beurtheilen vermag, und Ihnen, da ich keine Mißdeutung von Ihnen zu fürchten habe, zur Prüfung vorlege, mich aufrichtig für incompetent erklärend.

Sie sagten mir, was Professor Braniß schreibt, wäre eine Art Abhandlung über den Standpunkt deutscher Literatur, woran sich Godwie-Castle und St. Roche anschließen.

Ich dachte seitdem immer mit Betrübniß daran, daß ein solches Geistesprodukt in Tagesblättern sich verlieren sollte; ich dachte an besonderen Druck; merken Sie, was ich meine?

Als Vorwort, oder nein! als einen sicheren Platz könnten wir es vor Godwie-Castle nehmen!

Ich schwöre Ihnen zu, daß ich meinen Gedanken nicht übersehe; Gott verhüte, daß er heimlich eitel, anmaßend sei; ich weiß gewiß nichts davon! Viel lieber höre ich, daß er unvernünftig, unpraktisch, und Alles, was Sie wollen, ist. Wollen Sie das nicht, dann schreiben Sie wieder die dritte kleine Vorrede so conzentrirt, wie die beiden ersten; oder wollen Sie meine Vorrede einmal wieder prüfen, ob es jetzt an der Zeit wäre?

Berlin, den 15. Juni 1840.

XXI.

(Nochmals über die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Castle.)

Daß Sie selbst schon auf den Gedanken kamen über die Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Castle, freute und überraschte mich. Sie scheinen, wenn ich Sie recht verstanden habe, nur für eine theilweise Benutzung des Aufsatzes zu sein, und allerdings wäre ein polemisirender Artikel wohl nicht gut zu wagen, ohne die

neutrale, blos durch die That widerlegende Stellung des Buches selbst zu gefährden.

Dies werden Sie am besten prüfen, und ich überlasse Ihnen dies ganz.

Es mag im Ganzen ein schöner Grundsatz sein, dem Autor die Beweise über die Zahl der Exemplare der jedesmaligen Ausgaben vorzuzeigen, erlauben Sie mir aber, daß ich sie mir von Ihnen verbitte; ich denke, Sie würden bei einer Umgehung der Wahrheit noch mehr leiden als ich, und ich würde glauben, Etwas in meinem Betragen gegen Sie verschuldet zu haben, wenn Sie mir diese Beweise vorlegten.

Im August hoffen wir Sie zu sehen; mein Bruder grüßt sie herzlich. Wir bleiben Ihnen Beide mit vollkommener Hochachtung herzlich ergeben.

Berlin, den 4. Juli 1840.

Maria Nadasti.

1837.

I.

(Der Reiz einer dramatischen Composition. Ungewißheit über den Werth der Arbeit.)

Ich muß Ihnen doch mittheilen, daß es mich im Winter in Köln sehr drängte, ein Drama zu schreiben. Die dem Drama nothwendige Concentration der Gedanken und Begebenheiten, so wie die prompte Scizzirung der Charaktere reizten mich ungemein, trotz meinem etwas langsamen, schwerfälligen und zur Weitläufigkeit neigenden Geiste. Das war nun, wie ich es Ihnen wohl bezeichnet habe, ein Müssen in mir! Obwohl mein Befinden und meine Stimmung oft dazwischen traten, hob es sich doch immer so lange frisch in mir auf, bis die mechanische Operation des Niederschreibens dazu treten konnte. Da habe ich zusammengerechnet, wenig Zeit zu gebraucht und ein großes Vergnügen dabei empfunden. Das hätte ich Ihnen gern mitgetheilt; aber Hofrath Esperstädt, der Regisseur unserer Bühne, ein Freund von Godwie-Castle, hat meinem lieben Bruder gesprächsweise das Geheimniß abgelockt, und er will es nun, wenn die Abschrift besorgt ist, erst sehen, in dem Wunsche, es für die Bühne zu acquiriren.

Was soll ich da wohl thun? Immer noch denke ich, ein Bühnenstück ist es nicht! — Schatten und Licht, eclatante Momente, überraschend und mit einer gewissen Bravour zu vertheilen, ist nicht meine Gabe, und ich würde diese Richtung nicht einmal suchen, vielleicht weil meine menschliche Bewahrung mir immer höher steht, als die Kraft eine Nuance meines Geistes zu entwickeln! Wenn es Esperstädt zurück gibt, schicke ich es Ihnen. Sie werden mir dann schon sagen, was ich damit mache; denn eine Versuchung, die wieder anlockt, sind doch die kleinen gedruckten Buchstaben, die unsere Gedanken ausdrücken, und ich unterliege ihr auch und denke, ich darf wohl.

Köln, den 1. September 1837.

II.

(Beurtheilung des Dramas von Seiten der Berliner Hoftheater-Intendanz. Die Verfasserin verzichtet auf die Aufführung.)

Nachdem der hiesigen Theaterdirektion das Drama mitgetheilt war, erhielt ich, oder vielmehr der unbekannte Verfasser, durch Hofrath Esperstädt, dem allein Mitwissenden, eine sehr achtungsvolle Erwiederung, und, was mich wirklich mit Hochachtung und Rührung

erfüllte, eine so anständige, belehrende Darlegung der dramatischen Mängel, daß man nicht genug eine Direktion verehren kann, die mit Zusendungen der Art, die ans Fabelhafte gränzen, überhäuft, doch Zeit zu einer so achtungsvollen Belehrung übrig behält.

Was konnte mir willkommener sein, als nach diesen milden, einleuchtenden Darlegungen das Ganze zu verändern; damit habe ich die Mußestunden meines Hierseins ausgefüllt, und da es Hofrath Esperstädt der gemachten Anforderung entsprechend findet, lasse ich eine Abschrift machen, die ich Ihnen dann zusenden will.

Ich habe ämlich dem Wunsche des Herrn Hofrath Esperstädt, es jetzt noch einmal der Direktion vorzulegen, nicht nachgegeben, und weiß dafür keinen weiteren Grund anzugeben, als eine Schüchternheit, eine Dankbarkeit für ehrenvolle Behandlung, die ich nicht weiter versuchen will und durch diese Zurückgezogenheit stillschweigend am besten zu erwiedern denke. Ihnen theile ich es nun vorläufig als einem Freunde mit; wenn Sie es blos als solcher gelesen haben, dann prüfen Sie es weiter; Niemand kennt es hier, Niemand weiß darum; ich sage Ihnen aber, daß ich es der Prinzeß Wilhelm (das ist immer die Aeltere) gestehen werde; denn sie besitzt zu sehr mein Vertrauen, um ihren Fragen entgehen zu können. Legen Sie es gelesen und wohl erwogen bei sich zurecht, und theilen Sie mir mit, was Sie

damit machen möchten. — Esperstädt wünscht zwar, ja er rechnet sogar fest darauf, Sie werden es drucken, und dann wird es Eigenthum der Bühne werden, gegen meinen Willen; aber dies legt Ihnen keinen Zwang auf; ich fordere dies nicht von Ihnen, indem ich es Ihnen mittheile; aber sehr dankbar werde ich für Ihr Urtheil sein, und wenn Sie für mich beschließen und es auf seinen Platz bringen.

Berlin, den 18. Dezember 1837.

III.

(Kritik und Antikritik. Das Drama wird zurückgelegt.)

Jetzt haben Sie mir wirklich Unrecht gethan, aber nicht mit Ihrem interessanten Urtheil über Maria Nadasti, sondern daß Sie zweifeln, ob ich es zu schätzen gewußt habe.

Um in Ihnen darüber jeden Zweifel zu beseitigen, schreibe ich Ihnen heute aus meinem Bette, und so haben Sie zugleich die Erklärung meiner verspäteten Antwort, ohne daß ich Sie weiter mit trüben Details unterhalten will.

Ihre Beurtheilung war mir sehr interessant, ebenso in den Beziehungen, die mit meiner Ueberzeugung zusammen fielen, als wo sie davon abwich; aber ich hatte

vielmehr das Gefühl, daß Sie mir eine ehrende Anerkennung gewährt hätten, als daß Ihr Bedenken und Ihre Warnungen mich hätten verletzen können.

Von Anfang an habe ich Maria Nadasti als eine Probe angesehen, die ich meinen Fähigkeiten stellte; mich selbst immer neckend mit einer gewissen mir eignen pompeusen Breite, wollte ich einmal mich zu prompter, lebhafter Entwickelung nöthigen. Ich habe meine herzinnige Lust während seiner Entstehung gehabt und viel dabei gelernt, durch den schönen, wohlwollenden Tadel, mit dem es zurückgewiesen worden ist und der mich hätte entschädigen müssen, wäre mein Herz auch schon durch Beifall verzogen und auf Lob begierig worden. Gottes Güte hat aber dagegen mich bis jetzt bewahrt, und ich kann mich über das eigene Werk so ruhig berathend unterrichten, als über ein fremdes! Was mir aber das Wichtigste war und was ich Ihnen recht gern glauben möchte, das ist Ihre Versicherung, daß Sie es ganz selbstständig finden, in Nichts eine Wiederholung von Godwie-Castle verrathend. Daraus schöpfe ich viel Muth; dieselbe Farbe wird wohl Alles tragen, was ich schreibe; sie schließt aber den Reichthum der Gestaltung nicht aus, worauf das Leben uns mit seinen Erscheinungen verweist und die zu erkennen oder monoton mit einander zu verwechseln den Unterschied unter den Geistern constituirt.

Nun folge ich Ihren Kritiken lesend und sogleich beantwortend.

Nicht ganz haben Sie Recht bei dem ersten Einwurf. Nicht dreimal wird der Erbvertrag durchgesprochen als Dasselbe. Das Erstemal zwischen Vater und Sohn bis auf den nöthigen Punkt, und bis dahin, wo der Eine nur wußte, der Andere wissen mußte. Das Zweitemal ist die Fortsetzung von dem Ersten, was jene nicht wissen konnten; (zwischen P. Julian und Nadasti). Das Drittemal aber blos ein Reflex auf Maria's Seele, die hinter der Scene das Ganze erfuhr und die wir blos vor unseren Augen ihren Charakter daran entwickeln sehen.

Ueber Meinhardt habe ich Folgendes zu sagen: „er verschmähte nicht die liebenswürdigste Jungfrau!" Dazu hätte er sie kennen müssen, und er sah sie zum zweiten Mal, und wie ich meine, erscheint sie da blos noch ein liebenswürdiges Kind, mit den Keimen zu ihrer späteren Entwickelung, und diese lernen nur wir in seiner Abwesenheit kennen. Er sieht in ihr die abscheuliche Betrügerei des Erzbischofs gelingen, der er ein widerstandsloses Opfer werden muß; ein Engel, fürchte ich, hätte einen Mann von Ehre nicht mit einer solchen Vermählung ausgesöhnt, und der Gegenstand behielt nicht Zeit, ihm andere Ansichten einzuflößen; er mußte selbst, ohne eine andere Neigung, die fast über-

flüssig scheint, dies Verhältniß verabscheuen; sich aber so determinirt davon loszumachen, nachdem der Ehrenpunkt erfüllt war — ist namentlich jugendlich richtig und gewiß dem Charakter eines stolzen Mannes entsprechend. Vollkommen Recht haben Sie aber, daß seine Liebe zu Clarisse G. gar nicht motivirt ist; aber wie freute ich mich, daran unschuldiger zu sein, und mit welchem Vergnügen würde ich Ihnen da meine erste, zu lang befundene Abschrift mittheilen. Gerade an dem Platz, den Sie bezeichnen, wo durch Sir Winfried Clarisse G. noch einmal erwähnt werden müßte, da hatte ich sie und eben denselben Sir W. erwähnen lassen, Meinhardt Gelegenheit gegeben, einige wahre Worte über die Unbeständigkeit der ersten Liebe zu sagen, und nach manchen Neckereien des alten Herrn, Meinhardt durch ihre Vermählung überraschen und beruhigen lassen. Dessen ungeachtet wäre die Liebe zu Lady Cureland nicht unwahrscheinlich, wenn man die vier Jahre, die dazwischen liegen, festhält.

Das Einzige, was mich überraschte, war, daß Sie Maria Nadasti nur scizzirt finden; ich dachte, sie wäre recht vollständig.

Die kräftige, gesunde Empfindung schon als Kind (im zweiten Akt im Kloster), die unschuldige Neugierde auf's Leben, der feste Verband mit Gott; dann wie sie sich schildert nach vier Jahren, wie sie im Schmerz sich

entwickelte, trotzend und wild, Allen eine Ueberraschung; dann mit Nadasti so übermüthig, mit der Kaiserin so edel, mit dem leidenden Vater, mit Anna so zärtlich; — ich möchte Ihnen das Urtheil abhandeln — mir däucht, sie ist vollständig.

Was Sie außerdem fürchten, daß die öffentliche Erscheinung nicht von günstigem Erfolg sein wird, weiß ich so gar nicht zu beurtheilen, daß ich darin ganz Ihrer Erfahrung vertraue, und ich habe dies kleine Werk mit dem ruhigsten Herzen bei Seite gelegt, und ohne allen Harm darüber mit mir abgeschlossen, denn es hat seinen Lohn dahin und ich danke ihm manche gute Stunde.

Berlin, den 18. Februar 1838.

IV.

(Das Drama wird für den genealogischen Kalender bestimmt.)

Der Berliner genealogische Kalender ist im vorigen Jahre so schlecht ausgefallen, daß der Kronprinz, der diesen Kalender gerade zu haben wünschte, sehr erzürnt darüber war und es die Herren, die damit zu thun hatten, empfinden ließ. Daraus entstand nun, daß einer der Herren zu mir kam und mir sagte, der Kronprinz wünsche, ich möchte für das Jahr 1841 eine Novelle

für diesen Kalender liefern. Dies ward denn in möglichst ehrenvoller Form vorgetragen, womit ich Sie verschone.

Der Gedanke, daß der Kronprinz glaubt, ich könnte seinen beschützten Kalender heben, erfreute mich recht, und ich hätte wohl gewünscht, sogleich darauf eingehen zu können; aber doch — während meiner dankbar höflichen Antworten, ward es mir ganz klar, wie belastend und zerstörend für meine Produktivität solche Verpflichtung, solcher Zwang sein würde; ich bat daher, dies nicht von mir zu verlangen, und suchte meine Unfähigkeit dazu klar zu machen. Aber Sie können denken, ob man mir das glaubte, da zwei gedruckte Bücher scheinbar das Gegentheil versichern. Endlich, nachdem auf die mündliche Rücksprache eine schriftliche folgte, fiel mir Maria Nadasti ein, diese habe ich eingeschickt, um meine Bereitwilligkeit zu zeigen, doch erst vorgestern; ich bin daher noch ohne Antwort und zweifle, daß man sich damit begnügen wird.

Berlin, den 4. Februar 1840.

V.

(Maria Nadasti wird von der Redaktion nicht angenommen.)

Maria Nadasti ist nicht angenommen worden; man hat mir das Drama auf eine sehr wohlwollende und ehrenvolle Art zurückgegeben, aus dem Grunde, weil man nichts aufnehmen will, was den katholischen Priesterstand angreift. Diese schöne und zeitgemäße Schonung habe ich recht mit voller Ueberzeugung anerkannt, und so ist es abermals der Oeffentlichkeit entzogen, und ich bin um so zufriedener damit, da ich selbst geringen Werth darauf lege und Ihr Urtheil, welches immer abmahnend bleibt, mir eine Warnung scheint, obwohl in kleineren Zirkeln, selbst von ausgezeichneten Personen, dem Drama oft großer Beifall, der mich jedoch mehr überrascht, als überzeugt, gezollt wird. Dagegen ergingen nun auf's Neue lebhafte Aufforderungen, eine Novelle zu liefern, und im Begriff, es abzuschlagen, fällt mir plötzlich ein Gegenstand ein, und wie das dann immer geht, ich fange sogleich an zu schreiben.

Nun war die Art, wie man diese Nachricht aufnahm, fast rührend für mich; man gestand mir Zeit, Umfang, genug Alles, was ich wollte, zu und deckte sich, für den Fall ich nachbliebe, durch eine andere Bestellung, die dann eintreten sollte.

Aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen beichte, daß ich nun während der Arbeit, und es sind eilf Foliobogen bereits fertig, von meinem Gegenstand so ergriffen werde, ihn in blauer Ferne so wachsen sehe, daß mir der Gedanke, ihn zur Novelle zu verschneiden, das Herz ganz niederschlägt.

Was soll ich nun wohl machen? Es ist mir von jener Seite so viel Güte gezeigt, es ist so ehrenvoll für mich, die Absicht des Kronprinzen, die mir ausgesprochen ist, macht es mir so werthvoll, und doch widerspricht Etwas in meinem Innern, was stärker zu werden scheint, als jede andere Rücksicht, und, sei es Ahnung, sei es Schüchternheit oder Beides, immer habe ich es in Frage gestellt, ob ich eine Novelle schreiben könnte, nie ein festes Versprechen gegeben. Wie viel lieber gäbe ich es Ihnen, mit welcher Lust und Behaglichkeit würde ich dann weiter arbeiten.

So schwankend der Zustand noch ist, mußte ich es Ihnen doch erzählen; aber behalten Sie es für sich; wir wollen erst abwarten, was daraus wird.

Berlin, den 27. März 1840.

VI.

(Maria Nadasti wird für ein Taschenbuch bestimmt.)

Mir ward die Herausgabe eines Taschenbuches angetragen, unter der Freiheit, jede mir beliebige Bedingung zu machen.

Ich habe dessen ungeachtet die Sache für mich entschieden abgelehnt, aber gebeten, sie einem Literaten, für den ich mich interessire und der einen begründeten Namen hat, zu übertragen.

Die Antwort ist sehr günstig ausgefallen, doch darf ich nicht verschweigen, immer mit Rückblick auf mich!

Um ihm nun dies Geschäft zu verschaffen, habe ich ihm Maria Nadasti versprochen, da von einem Beitrag von mir die vortheilhaften Bedingungen abhängen werden.

Ich bitte Sie nun, was bei ihrer Erfahrung Ihnen nicht schwer werden kann, mir zu sagen, wie viel ein renommirter Literat, der die Herausgabe mit dem Honorar für die Beiträge übernimmt, fordern kann.

Berlin, 1. März 1844.

VII.

(Maria Nadasti erscheint unerwartet in dem Hellerschen Taschenbuche „Perlen".)

Wundern Sie sich nicht, wenn nächstens die „Perlen" von Heller in Leipzig herausgegeben, mit Maria Nadasti erscheinen. Dies Manuscript sollte einem sehr geachteten Freunde behülflich sein, und ward dem Buchhändler K. in N. übergeben, der es ohne meine Einwilligung Herrn Heller überließ. Ich habe blos, um Diesem nicht Unannehmlichkeiten zu bereiten, nachgegeben.

Berlin, den 30. Juni 1845.

VIII.

(Wie das Manuscript doch noch den Weg in die Oeffentlichkeit fand.)

In einem Ihrer letzten Briefe erinnern Sie sich in nichts der Angelegenheit mit K. in N., und doch habe ich Sie über ihn befragt.

Mir wurde durch diese Handlung der Antrag gemacht, ein Taschenbuch herauszugeben; ich lehnte es ab, und übertrug es an den Baron Sternberg.

Es sollte, wie ich hoffte, für ihn ein einträgliches Geschäft werden, und da K. nur dann das Geschäft mit

ihm abschließen wollte, wenn ein Beitrag von mir dabei wäre, so entriß ich mir mit dem größten Widerstreben meines Gefühls Maria Nadasti, welche nie gedruckt werden sollte; und nun ward der Contrakt abgeschlossen.

K. bekam noch Beiträge vom Fürsten Pückler — Fürsten Schwarzenberg — Reumont und Sternberg, dessenungeachtet verweigerte er den Druck, und hat endlich mein und Pücklers Manuscript an Heller überlassen, wovon wir erst durch diesen Nachricht bekamen.

Wir forderten nun direkt von Heller die Manuscripte zurück, und ich ging bis zum gerichtlichen Protest.

Bei näherer Erkundigung hielt ich es meiner nicht würdig, die Angelegenheit weiter zu verfolgen; und so habe ich nichts mehr zu thun, als diese unangenehme Sache zu vergessen, und leider auch Maria Nadasti; denn wenn mir ihre Publikation einfällt, so empfinde ich einen kleinen Stich!

Berlin, den 8. August 1845.

St. Roche.

1838.

I.

(Das Bild der Maria Theresia wird als dichterischer Vorwurf ins Auge gefaßt. Die heimliche Lust an der Ausarbeitung.)

Ihre Anregung in Bezug auf Maria Theresia und was daraus sich entwickeln ließe, soll nicht vergeblich sein. Schon während ich den Stoff dieses Dramas*) dazu verbrauchte, sagte ich oft zu meinem Bruder „ich komme mir wie eine Verschwenderin vor, daß ich diesen reichen Gegenstand zum Drama verwende."

Doch halte ich weitsichtige Pläne gern von mir ab, und meine Natur weist sie von selbst zurück; das Nächste und das schon Ergriffene fordern ihr Recht; ich kann nicht viel zugleich, wenn ich auch oft darüber wegsehen und ahnen kann, was sich wohl einfinden wird, wenn das Vorliegende erledigt ist.

Meine schriftstellerischen Erfahrungen sind so klein, daß ich an ihnen nur dieselbe Wahrnehmung meiner Charakterrichtung bestätigen konnte, deren ich mir in andern Beziehungen des Lebens bewußt ward.

---

*) Das Drama: Maria Nadasti. Siehe die betreffende Abtheilung.

Um so weniger aber ständen mir solche Pläne zu, da Gott mich so ungewiß erhält über die Dauer meiner ganzen Existenz; also immer das Nächste, die Schätzung des Augenblicks, bildet den Werth der Zukunft; er ist das Sicherste, was uns gegeben!

Ein rechtes Geheimniß war die besondere Lust, womit ich gleich nach Empfang Ihres Briefes und der Zurücksendung des Manuscripts mehrere Tage an meinem französischen Manuscript arbeitete. Ich war wieder so allein mit mir geworden; von der heimlichen Angst vor der neuen Oeffentlichkeit erlöst, gehörte ich mir nun wieder ganz ungetheilt an, und meine Stimmung ward blos ein häusliches Stillleben, worinnen dann diese fremden Erscheinungen am Liebsten einkehren und ich am Productivsten werde.

Dessen ungeachtet ist der Erfolg nicht groß gewesen, da ich selbst zum Liegen erkrankte, und auch diese Zeilen, die ich gleich nach Empfang Ihres Briefes am Mittwoch den 14ten anfing, sind erst heute fertig, da ich zu leidend war, sie zu vollenden.

Sehr danke ich und mein Bruder Ihnen noch für Ihre gütige Verwendung bei Doktor Prießnitz. Wie muß man sich freuen, Jemanden so ruhig und klar, ohne alle verblendende Vorliebe zu finden, wie dieser Mann aus seiner kurzen determinirten Antwort hervorgeht. Alle, denen er Zusage der Genesung giebt, dürfen um

so fester auf die Erfüllung hoffen, und so wünsche ich sie auch Ihnen von ganzem Herzen.

Berlin, den 18. Februar 1838.

II.

(Concurrenz wegen des Verlages von St. Roche.)

Ich war auf den Punkt des Werks gekommen, den ich wegen des ganz veränderten Schauplatzes für das Ende des ersten Theils erklären mußte. Nun erweckte es die Theilnahme einiger der nächsten Freunde, welche darauf bestanden, ich müßte mir den Verlag gewinnreicher für mich machen. Bis dahin habe ich den verschiedenen Schritten, die geschehen sind, mit ziemlicher Ruhe zugesehen, weil ich sie unserm Verhältniß immer noch nicht bedrohlich hielt; jetzt aber erschreckt mich die Ankündigung von Brockhaus, Anfang Oktober nach Berlin zu kommen, und selbst mit mir darüber zu unterhandeln. Nun sehe ich, daß die Sache ernsthafter wird, und mein erstes, daraus entstehendes Gefühl ist: Ihnen Alles das mitzutheilen, und mich zu der Versicherung zu bekennen, daß wenn in dem Geschehenen schon etwas Verletzendes für Sie liegt, mich selbst doch kaum der Vorwurf trifft, da man mich wirklich bei meiner Unkenntniß

der Geschäfte über Manches im Unklaren lassen konnte. Ich habe mir jetzt die Freiheit reservirt, es Ihnen förmlich anbieten zu dürfen, (was ich übrigens, glaube ich, schon längst gethan habe, da ich mir nie denken konnte, daß ich zu einem andern Verleger Zutrauen fassen könnte), und bitte Sie nun, mir darauf bald zu antworten, und mir gleich Ihre jetzigen Bedingungen mitzutheilen, damit ich in ihnen einen Schutz gegen anderweitige Ansprüche habe. Vorschläge mache ich Ihnen nicht; Sie werden mir sie so machen, daß andere damit zufrieden sein können.

Wie Sie nun dies Vertrauen aufnehmen werden, übersehe ich nicht ganz. Möchten wir doch bald darüber weg sein und zu unsern ruhigeren, die Sache selbst betreffenden Mittheilungen übergehen können.

Es überrascht mich so, daß ich auch diese Seite anerkennen soll; schon wollte ich diesen Theil unserer Mittheilungen meinem Bruder überlassen, aber dann dachte ich, daß ich Ihr Vertrauen wohl schon genieße, und es also besser wäre, wenn Sie von mir selbst es hörten.

Berlin, den 29. September 1838.

III.

(Der Genuß an einer poetischen Schöpfung und ihr materieller Vortheil.)

Ich genieße jetzt den Besitz einer schönen Wohnung, die viel Eigenthümliches hat durch den Anbau eines Thurmes und der Aussicht über die Spree in den Garten des Schlosses Monbijou, der baumreich mit Rosen und einer Pergola von wildem Wein durchaus den Eindruck eines Waldes macht, gar nicht an eine Stadt und an Berlin erinnert, und mir daher sehr zusagend ist.

Nach Empfang Ihres Briefes denke ich nur daran, von Brockhaus in ehrender, schonender Form abzukommen, denn Sie drücken Alles so aus, wie ich es immer nur unter uns denken konnte, und ich wollte, Sie hätten nur gleich Ihr Gebot hinzugefügt, was sicher so sein wird, daß meine Wache haltenden Freunde zufrieden sein könnten; dann wäre die häßliche Klausel nicht nöthig, Brockhaus mit seinem Gebot abzuwarten. Das ist all nicht meine Natur, darum sagen die Andern, ich soll mich nicht drein mischen. Es ist mir überhaupt so sonderbar, daß ich mir für mein stilles, heimliches Glück soll bezahlen lassen; ich bin dafür so dankbar freilich gegen Gott, der es mir gab, daß ich den pecuniairen Vortheil nicht recht oder richtig auffasse. Denn ich habe allerdings kein Vermögen, aber mit einer feinen Be=

schränkung glaubte ich immer genug zu haben, und besaß eine besondere Disciplin, Wünsche zu beseitigen, die in diese Form nicht passen wollten.

Jetzt sagt man mir, mein armes mürbes Leben sei vielleicht nur durch außerordentliche Mittel zu erhalten, und ich soll in dieser Gabe Gottes zugleich seinen Willen erkennen, mir diese zu verschaffen, da ich selten geneigt bin, meine allzu generösen Geschwister für mich einschreiten zu lassen.

Der Ansicht will ich nicht entgegen treten, und da ich nicht den kränklichen Stolz in mir will aufkommen lassen, alle Geldangelegenheiten von mir zurück zu weisen, so zwinge ich mich zu einer mäßigen Theilnahme und tröste mich mit der Einsicht der erfahrenen Personen, daß Ihr liebenswürdiges und achtbares Bezeigen in nichts gekränkt werden soll.

Berlin, den 22. Oktober 1838.

Adresse: Weidendamm Nr. 5. Seit ich hier wohne, sagt mir mein Wirth, nennen die Nachbaren das Haus — Godwie-Castle.

IV.

(Erwägungen hinsichtlich des Titels. Abneigung gegen Intriguen- und Tendenz-Romane. Der Roman soll die innere Wahrheit der menschlichen Natur darstellen. Ein Urtheil A. v. Humboldt's.)

Aber der Titel meines neuen Werkes? — Das müssen wir wohl bedenken; ich dachte, da es der Punkt ist, von dem aus die Fäden in die Weite schießen, müßten wir es St. Roche nennen. Aber was nun weiter! —

Hier bestürmt mich alles über die Nothwendigkeit, hinzuzufügen: von der Verfasserin von Godwie-Castle. Es ist mir, als ob ich damit ein Blech vor der Stirn tragen würde; aber Spiecker sagt geradezu, es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Sie, ein Schade, den ich Ihnen zufügte, wenn ich mich dessen weigerte. Dies würde mich bestimmen. Verkennen Sie mich nicht; halten Sie mich nicht für prüde oder affektirt; ich bin bloß still erzogen, und das wird man nie wieder los. Ich weiß wohl, ich bin bekannt genug geworden, aber nun reiße ich damit aufs Neue die kleine Schutzmauer ein, die die Zeit gezogen.

Sein Sie nicht böse, daß ich hier laut denke; ich brauchte Ihnen das nicht zu sagen, es ist Ihnen vielleicht empfindlich, und ich will nichts thun, was Ihren Vortheil hindert, daher sollte ich es Ihnen auch nicht schwer machen durch diese Eingeständnisse; Sie haben mich

aber schon durch Ihre Güte verwöhnt, also sein Sie nur des Einen gewiß, daß ich einwillige, wenn Sie es für vortheilhafter halten.

Aber die Bändezahl! Wie soll ich Ihnen das schon bestimmen? Ich glaube gewiß, es werden drei Bände, aber ich schreibe noch an dem zweiten; kann ich es wohl schon so sicher übersehen, drei Theile zu versprechen? Sie wissen, wie ich arbeite. Der Plan ist ein kleiner Knaul, der aufgewickelt in meinem Kopf liegt; wenn ich mich niedersetze zum Schreiben, wickle ich den Faden langsam ab. Wie weit er ausreicht, findet sich nirgends verzeichnet; aber um keinen Preis kann ich ihn nach Belieben ziehen, daß er länger, freilich auch dünner wird; ich bin dazu zu stolz und zu ehrlich und lasse ihm ungekränkt seine Natur.

Doch strömt im zweiten Theil Vieles auf mich ein; ich fühle es wohl, es muß noch viel Vorrath sein; ich glaube, ich reiche nicht mit zwei Theilen; aber mit dieser Ueberzeugung, fürchte ich, können Sie nichts anfangen.

Rathen Sie mir darüber; Sie haben wohl die Erfahrung für so Etwas. Wenn ich nur so leidlich gesund bliebe, wie jetzt, könnte ich den Winter über bis Ostern wohl den zweiten Theil liefern, aber wer weiß, was Gott bestimmt hat; es wird mir jetzt so besonders leicht, wie gern möchte ich ein Weilchen ungestört fortarbeiten können.

Wie liebenswürdig ist es von Ihnen, mich immer wieder zu neuen Produktionen anzuregen. Es richtet doch meine Gedanken darauf und ist gewiß nicht ohne Erfolg, obwohl ich vor Allem Ruhe in mir erhalten will. Es würde mich auch selbst in meine Ergebung in Gottes Willen stören, wollte ich so weit in die Zukunft hinein mich meiner Kräfte sicher halten; es thut so viel wohler, das Nächste mit allen Kräften zu ergreifen und zu erwarten, wie daraus die Zukunft sich gestaltet.

Außerdem glaube ich nicht sehr an mein Erfindungsvermögen. Ich schäme mich vor Intriguen; darum nimmt meine Phantasie nicht leicht diese Richtung, und so ist immer Alles zu offen oder einfach, was ich componire, und gegen Romane, die irgend ein Prinzip aufstellen, es personifiziren, — oder gegen die moralischen Romane, die in ewiger Absicht schmachten, und uns die Laune durch ihre ewigen Belehrungen verderben, habe ich eine gründliche Abneigung. Eine Composition wird der Wirkung nicht entbehren, wenn sie eine innere Wahrheit enthält, die die menschliche Natur in ihren möglichen Progressionen darstellt, und der Schriftsteller hat für sein Publikum nichts zu thun, als in sich selbst ein edles Bedürfniß zu befestigen; was davon hervortritt, wird nicht durch Absichtlichkeit beleidigen.

Gott gebe nur, daß Ihr Vertrauen zu der neuen

Production nicht getäuscht wird. Vielleicht, wenn Sie kommen, haben Sie Zeit einen Blick hinein zu thun. Selbst habe ich kein Urtheil, und lobt es wer, so denke ich: es ist, weil die Person mich lieb hat, und vertraue ihm nicht. Nur das Eine weiß ich, daß es ernst, ruhig und ohne alle Nebengedanken aus seiner eigenen Nothwendigkeit hervorgeht; so fühle ich wenigstens die Ruhe eines guten Gewissens und sehe seinem Schicksal in der Welt gleichmüthig entgegen.

Stellen Sie sich auch so dazu, und vergessen Sie nicht Alexander von Humboldt, der mit seiner ausreichenden Erfahrung mich zwar zum Weiterschreiben aufforderte, aber lächelnd hinzufügte: „natürlich wird das Zweite nicht so gut sein, als das Erste, darauf müssen Sie gefaßt sein, und das wird der Sache nicht schaden."

Berlin, den 29. November 1838.

V.

(Ergebung in Gottes Willen als die Bedingung innerer Ruhe und Genüge. Selbstkritik. St. Roche soll kein historischer Roman sein.)

Ich habe länger und schmerzlicher als gewöhnlich leiden müssen: in den letzten Tagen fühlte ich mich aber

erleichterter und nur die Lethargie, die sich öfters als Uebergang zur Genesung einstellt, hielt mich noch immer vom Briefschreiben zurück. Da kamen denn diesen Morgen Ihre freundlichen Worte, und regten mich angenehm an, die Verschuldung des längeren Schweigens gegen Sie aufzuheben.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren freundlichen Wunsch zum neuen Jahr! Eben so theilnehmend erwiedere ich ihn; möge Ihnen der Himmel Alles zum Segen gereichen lassen; auch was uns mißglückt, oder uns Schmerzen auferlegt, kann doch diesen Gewinn in sich schließen und die Zustände ausgleichen, die nach Außen mangelhaft erscheinen. Darauf hoffe auch ich; für meinen körperlichen Zustand freilich habe ich nur wenig Hoffnung, aber dagegen eine innere Zusage, die besser als Hoffnung tragen hilft, da sie in der Ueberzeugung wurzelt, daß Gott in unserm Geiste eine schöne, beseligende Kraft wecken kann, die recht Schweres zu einer freudigen Arbeit umwandelt, so daß nur noch das Verlangen übrig bleibt, es möge so nach Gottes Willen sein. Eine solche Ueberzeugung muß dann sehr erquikkend werden und ist die Gerechtigkeit, an die ich so fest glaube und die nur verdeckt liegt, wenn wir nicht nachfragen, was Gott im Innern gewährt. Glauben Sie nicht, ich dächte schon dahin gelangt zu sein; ich fühle nur, wie ein inneres Versprechen, daß Etwas mir

davon zu Theil werden wird, wenn die große Leidenszeit naht und darum bin ich im Ganzen furchtlos.

Vor Weihnachten hatte meine Arbeit einen raschen Fortgang; bleibe ich so bei Kräften im Geiste und treten die körperlichen Leiden nicht dichter an einander, kann ich Ihnen zu Ostern den zweiten Theil versprechen.

Sollte es Ihnen aber lieb sein, jetzt schon den ersten Theil zu haben, so dürfen Sie es nur sagen; da er fertig daliegt, ist er ja gewissermaßen nicht mehr mein Eigenthum. Das Entstehen des zweiten Theils führt mich in die Welt, für die ich manche interessante Studien machte. Ich habe in Berlin eine geistige Autorität, die mir am Höchsten steht, das ist der blinde Doktor Müller; Wilhelm von Humboldt sagte: er ist mir die bedeutendste Erscheinung der neueren Zeit! Dies mag Ihnen ein Zeugniß geben für ihn. — Er hatte die große Güte, mein Manuscript bis zur Mitte des zweiten Theils zu hören, und machte mich erst aufmerksam auf die große Verschiedenheit der Personen, Situationen und nöthigen Schilderungen; da dies aber eine ungesuchte Forderung des Planes ist, hat er es als einen Vorzug bezeichnet. Der erste Theil ist milde, stößt auf vorüber gegangenes Unrecht, leitet auf sanften Wegen neues Unrecht ein. Der zweite dagegen führt in die Werkstatt selbst, ist eng mit den Zuständen der Zeit verbunden, welche zugleich die Blüthezeit der französischen

Epoche unter Ludwig dem XIV. nach dem Aachener Frieden umschließt. Diese merkwürdige Epoche ist immer nur von der frivolsten Seite, die allerdings hervorstechend genug ist, in allen Romanen, die sich darinnen bewegen, aufgefaßt worden. Sie widerstand mir von Grund aus; ich habe manches Andere, Versöhnende entdeckt, wenn gleich die Wahrheit nöthigt, auch jene Dinge, und mehr noch den Zustand der Zeit, woraus diese Zustände hervorwuchsen, berühren zu müssen. Auch hier aber dient mir die Zeit blos als Hintergrund, als Farbe des Ganzen; ein geschichtlicher Roman ist es nicht, wenn man hierfür nicht schon die bestimmte Annahme der Zeit ausreichend finden will.

Berlin, den 6. Januar 1839.

VI.

(Abneigung gegen eine stilistische Ueberarbeitung des Werkes. Vertheidigung der Eigenthümlichkeiten des Stils und namentlich der malerischen Bezeichnungen.)

Haben Sie vielen Dank für Ihre gestrige Zuschrift; Sie sind immer die erste Kritik, und ich freue mich, daß sie günstig ist.

Dagegen ist mir nicht lieb, daß Sie dies sorgfältig geprüfte Manuscript abermals einer Korrektur unter=

werfen wollen, und die Versicherung der Nothwendigkeit ist mir so räthselhaft, daß ich Sie fragen möchte, ob dies wirklich Ihre Ueberzeugung ist, und daß ich etwas zweifelhaft gegen die Autorität werden möchte, die dies erklärt, wenn ich denke, daß Breslau von Berlin doch nicht so fern liegt, um eine Sprachverschiedenheit möglich zu machen, und dies Manuscript hier einem der ersten Gelehrten erst vorgelesen, dann von ihm und seinem Sekretair sorgfältig geprüft worden und dieser Gelehrte den großen Preis bei der Universität für ein lateinisches und ein deutsches Werk gewann. Allerdings war seine Meinung, daß mein Stil eine abweichende Eigenthümlichkeit habe, aber er wollte diese gerade um keinen Preis angegriffen wissen, da sie, unabsichtlich, durchaus nicht den Vorwurf affektirter Originalität auf sich ziehen könne, sondern bei einem ruhigen und sorgfältigen Lesen immer den Beweis einer tief aus dem Gedanken selbst hervorgehenden Nothwendigkeit lieferte. Da ich mir im selben Maße das Zeugniß dieser Unbefangenheit geben konnte und in einzelnen Fällen, die zur Berathung kamen, die Nothwendigkeit des Einen oder Anderen genügend beweisen konnte, müssen Sie billig meine Abneigung begreifen können, mein unter diesen Umständen prätentionslos und doch nothwendig so entstandenes Werk einem Fremden anzuvertrauen, der vielleicht nach zu allgemeinen Grundsätzen eine solche Umformung

beabsichtigte, ohne gerade die vorerwähnte Eigenthümlichkeit zu erkennen oder zu respektiren.

Die Korrektur von Godwie-Castle, — wenn man sie so nennen kann, da ich bei Vergleichung des Manuscripts mit dem gedruckten Werk kaum den Nachweis derselben zu führen wüßte, — mußte ich allerdings bei dem Geheimniß, was darüber waltete, genehmigen; es würde mir dieses Zugeständniß diesmal aber viel schwerer werden, da ich keine Sorgfalt unterlassen habe und eine Autorität für mich habe, die mir allerdings ausreichender sein muß, als die eines Fremden. Sie können daher denken, daß ich bei dieser Ueberzeugung und dem Wunsch, auch die Ihrige zu achten und zu berücksichtigen, mich verlegen fühle und, indem ich mein geringes Selbstgefühl nur durch das Zeugniß meines ernsten, forschenden Niederschreibens gestützt fühle, mein Werk vertheidige als ein fremdes auf meinen Schutz angewiesenes Dasein.

Könnten Sie mir eine Korrektur zuweisen, die blos noch einmal die bereits so sorgfältig geprüften Sprachverhältnisse und die Orthographie nachsähe, so würde ich diese Korrektur gern genehmigen, da ein Manuscript in dieser Beziehung, wie mir die Schriftsteller, die ich kenne, versichern, nicht oft genug geprüft werden kann.

Auf das Bestimmteste müßte ich dagegen ablehnen, einem mir Fremden, dessen Bildungsstandpunkt ich nicht kenne, ein Recht über das zuzugestehen, was Sie in

Ihrer geehrten Mittheilung mit „Unebenheiten des Stils" und „ungeeigneten Wörtern" bezeichnen.

Letztere sind in Wahrheit das Mark der kleinen Schöpfung und möchten bei sorgfältiger Prüfung wohl gerade so viel Achtung verdienen, als dem Werke selbst zuzugestehen ist. Wehe dem Schriftsteller, welcher so ohne Stille und Sammlung schreibt, daß er das malende Wort nicht aus dem großen Vorrath mit dem vollsten Anspruch auf seinen Platz hervortreten läßt; ein Wort hat seine Berechtigung in nichts Anderem zu suchen, als in der klaren Darlegung dessen, was der Schriftsteller hat geben wollen; hierüber kann allein der Schriftsteller Richter sein, die Andern müssen empfangen, was er auf diesem Wege geben will und sich hineinfinden, und der Tadel oder das Lob, welches dem Schriftsteller dadurch zufällt, ist sein Schicksal, und er muß den Muth haben, sich zu sagen: das soll mein Schicksal sein! Unsere großen Autoritäten dachten ebenso verehrend gegen die malerische Wirkung des Wortes und gestanden jedem Ausdrucke sein Recht zu, wie Göthe namentlich den Gebrauch französischer Wörter vertheidigt und sie selbst gebraucht, wo sie ihm geeignet scheinen, den beabsichtigten Gedanken damit aus seinem Schacht hervorzurufen, und selbst Worte zusammensetzt, schafft und durch ihre Wirksamkeit sanktionirt. Ich würde mich ungern auf solche Autoritäten berufen, könnte nicht die

kleinste Produktion mit der größten doch immer die Aehnlichkeit einer gleich reinen, hingebenden inneren Bestrebung haben.

Offen haben Sie hier meine Meinung erfahren, voll Vertrauen auf Ihre mir bekannte gebildete Gesinnung.

Berlin, den 2. Juli 1839.

VII.

(Verständigung über die Art der vorzunehmenden Korrektur.)

Ich fange diese Zeilen mit der Nachricht an, daß meine Gesundheit meinem Fleiße in der letzten Zeit kein Hinderniß mehr war und ich daher bis zur Mitte des dritten Theiles glaube vorgerückt zu sein. Da ich früher nie von Ihnen die Wichtigkeit seiner Beendigung oder die Zeit der Herausgabe des Werkes erwähnen hörte, wußte ich auch nicht, daß eine spätere Beendigung Ihnen Nachtheil bringen könnte.

Ich wünsche nun, daß mein guter Wille von meiner Gesundheit unterstützt werden möge, wofür ich allerdings nicht einstehen kann.

Aus den Bemerkungen, mit denen ich aus dem beifolgenden Blatte die Ihrigen versehen habe, werden Sie erkennen, in welchen Beziehungen unsere Meinungen von einander abweichen oder übereinstimmen.

Da wir gemeinschaftlich mit diesen Durchsichten die Erfüllung einer Pflicht gegen das Werk beabsichtigen, das wir dem Publikum übergeben wollen, weiß ich keine bessere Auskunft für meine dabei nöthige Mitwirkung zu finden, als daß Sie die Korrektur des ersten Theils bis zur Hälfte nach Ihrer Ueberzeugung besorgen lassen, ihn mir dann — selbst mit der Reitpost, wenn Sie wollen — zuschicken und ich Ihnen die Durchsicht umgehend zurücksende; während die zweite Hälfte in Arbeit ist, erhalten Sie dann die erste zurück, bis das Ganze beendigt ist.

Berlin, den 9. Juli 1839.

VIII.

(Schriftsteller-Freuden. Das Bedürfniß des Lobes. Die glänzende Aufnahme des neuen Romans.)

Der Wunsch, Ihren lieben ehrenvollen Brief, den ich gestern Abend empfing, recht bald zu beantworten, läßt mich den Versuch wagen, Ihnen heut schon zu antworten, obwol meine Gesundheit mir erst wenige Stunden erlaubt, aus dem Bett zu bleiben, und die Schwäche, die mir blieb, mich nach vielen Leiden noch schmerzlich niederdrückt.

Ihr Brief war aber auch geschaffen, um ein frisches freudiges Gefühl zu erwecken, und ich danke Ihnen herz-

lich dafür, wie für das schöne Andenken, das Sie hinzugefügt haben. Beides rechne ich zu dem Erfreulichsten, was mir in dieser Zeit geschehen ist; gewiß hörte ich keinen wärmeren und geistvolleren Ausdruck des Antheils, und nur die Schüchternheit meinem Werke gegenüber kann mich zurückhalten, Ihnen das ganz so lebhaft auszusprechen, als ich es empfinde.

Ich hoffe nicht eigentlich ehrgeizig oder lobbegierig zu sein, aber es liegt in der Sache, daß man ein gewisses Maß von Lob bedarf, um Glauben zu fassen an die eigene Schöpfung. Dies ist wenigstens bei mir der Fall, bei sonst großer Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit während des Schaffens. Da sind mir gelegentliche Lobesspenden wohl erfreulich und ermunternd, ohne, so wenig wie der Tadel einen Einfluß auf den Gang der Arbeit zu gewinnen, die wie eine von mir unlenkbare Naturnothwendigkeit hervortritt, an deren Schicksal ich mit keinem Gedanken haften kann. Ist dies aber nun beendigt, dann sehe ich stumm, blöde und verwundert dem Ganzen nach und weiß nichts von ihm, und dann thun mir Menschen Noth, die mit dem Finger hier und dahin weisen und sagen: das steht drinn; daran hab' Freude, das macht Dir Ehre! — und dann kömmt mir Freude, eine recht reine, unschuldige Freude, die immer der Ueberraschung gleicht und mir darum auch nach Gottes unendlicher Güte und Fürsorge den Ehrgeiz abhält.

So bin ich denn auch Ihren Fingerzeigen freudig gefolgt, und Alles ward mir so lebhaft bezeichnet, ein neuer Besitz, — wie werden Sie nun das Ende finden?

Die Aufnahme im Publikum scheint mir außerordentlich günstig; wie Sie es aufgenommen wünschen, das erschütterte mich ordentlich; gewiß bildet sich ein kleiner ehrenvoller Kreis, ja es läßt sich schon mehr sagen: die Theilnahme ist sehr, sehr allgemein, der Impuls ist gegeben, er reißt die Kalten und Zweifelhaften nach.

Es schien mir oft eine trübe, dann wieder eine wohlthätige Fügung, daß mich das Krankenzimmer gegen jeden Andrang einhüllte, aber zahllose Briefe fanden den Weg und kein Tag verging ohne eine Freude. Die Buchhändler haben viel von dem Absatz gefabelt; so etwas muß ich aber erst von Ihnen bestätigen hören.

Unser König wollte es gleich besitzen, und es war wirklich nicht mehr zu haben; er mußte bis zum andern Tage warten; jetzt wird ihm alle Abend darin vorgelesen; der Kronprinz hat es verschlossen bis zu seiner Rückkehr; er ist zur Jagd. Meine liebe Prinzeß liest es in ihren stillen Bergen. Alexander von Humboldt schrieb mir einen herrlichen Brief; die historische Auffassung hatte ihn sehr überrascht.

Dieser Brief lag den dritten Tag; ich fühle eine oft sterbende Abspannung; heute will ich ihn, so unvollkommen er sein mag, absenden, denn vielleicht erkennen Sie

doch meine Gesinnung, meinen Wunsch Ihnen zu danken, meine Anerkennung Ihres geistvollen Urtheils daraus, und das mag ich nicht länger verschoben wissen; also sein Sie nachsichtig!

Nicht wahr, Kritiken sammeln Sie für mich? Und nicht bloß die guten; ich bin durchaus nicht bloß auf Lob eingerichtet; ein Tadel, der nicht böswillig ist, erfrischt, und ich habe Freude an Belehrung und bin selbstständig genug, abzuweisen, was ich nicht glaube gebrauchen zu können.

Berlin, den 1. Dezember 1839.

IX.

(Die Substanz des Charakters soll sich in jeder Handlung, in jedem Werke eines Individuums aussprechen. Es ist die höchste Genugthuung, wenn Dritte diesen Ausdruck finden und nachweisen. Ein Urtheil A. v. Humboldts über St. Roche. Bemerkung über „Edward in Rom.“ Der Welt- und Menschenhaß ist eine Schwäche des Individuums; die Kunst soll sich nicht dazu hergeben, sie zu rechtfertigen.)

Es hat mir Niemand Geistreicheres und Schöneres, etwas tiefer Gefühltes gesagt, als Sie in Ihren beiden werthvollen Briefen über St. Roche.

Wenn Sie wünschen dem Publikum den Antheil des Königs und Alexanders von Humboldt mittheilen zu können, so möchte ich Ihre beiden Briefe als Kritik

über St. Roche veröffentlichen können, und weiß, daß sie den günstigsten Eindruck für das Werk, für mich und für den Schreiber machen müßten. Daher noch einmal für Ihre beiden Briefe den herzlichsten Dank; und wenn ich sie auch nicht dem großen Publikum mittheilen kann, werden sie mir doch ein werthvolles Dokument über St. Roche bleiben und in dem kleineren Kreise meiner Freunde einen anerkennenden Antheil finden.

Nicht minder wohlthuend war mir die schöne, gehaltvolle Kritik aus der Schlesischen Zeitung. Sie trägt den Charakter ernster Gediegenheit, welcher eine so warme, gefühlvolle Auffassung abgewonnen zu haben, eine unbeschreiblich süße Genugthuung ist. Besonders ward ich erschüttert von der Anweisung des Standpunktes, auf den diese Kritik mich zugleich mit dem Werke erhebt. Man faßt in der Stille eine Ansicht und entwickelt sie nach und nach in allen Richtungen, das ganze Leben zuletzt daran prüfend und uns mit ihm danach verständigend.

Da diese Erkenntniß uns der göttlichen Wahrheit näher zu führen scheint, fordern wir von uns ein gleichmäßiges Bekenntniß derselben; in unsern Handlungen, in unsern Gedanken, ausgesprochen oder nicht; in den fernsten und nächsten Anschauungen, in dem Größten oder Kleinsten soll die Erkenntniß liegen, der wir durch ein treues Ringen nach Wahrheit uns zu nähern

streben. — Wir zweifeln aber, ob wir und unsere Werke und Handlungen der klar ausgesprochne Ausdruck dieser Erkenntniß sind, weil wir vor Gott so klein bleiben und uns immer noch ein höheres Ziel vorschwebt, als wir erreichten.

Wenn uns dann von einer Autorität, deren Uebergewicht wir erkennen, gerade der Standpunkt angewiesen wird, den wir zu erreichen trachteten, so tritt dann der Augenblick freudiger Erschütterung ein, den ich durch jene Kritik empfing.

Wenn Sie den Verfasser kennen; giebt es dann kein Mittel, ihm meinen Dank, meine Verehrung auszudrükken, ohne unbescheiden, oder zudringlich zu erscheinen?

Vor einigen Tagen bekam ich wieder einen Brief von Alexander v. Humboldt, da ich noch immer Niemand empfangen darf.

Humboldt kam aus Potsdam vom Könige, wo er vier Tage mit ihm war, und alle Abende ward in St. Roche gelesen. Der König beweist eine große Theilnahme, und es wird gut vorgelesen. Ihrem freundschaftlichen Interesse wage ich einige Worte des Herrn von H. nachschreibend zu übergeben; sie waren nämlich bis zum Abende bei Madame Henriette gekommen.

Er schreibt:

„Ihr historisches Werk über die Entwickelung der geistigen Uebermacht Frankreichs ist sehr geistvoll

und gelungen und von großer Meisterschaft des Ausdrucks. — Sie haben die größten aller Wagstücke begangen, den großen Hierarch und Madam de Sevignée redend einzuführen; aber man hat es Ihnen gern verziehen, so geistreich und sinnig sind die Charaktere gehalten, so voll Farbenreiz und sittlicher Anmuth."

Er fährt dann fort, Stellen anzuführen, die besonders gefallen haben; im ersten Theile die Scene zwischen Elmerice und Gräfin d'Aubaine, — die Naturgemälde in Styrlings-Bay, — die Stellen erster Theil Seite 224—255.

Außerdem vergeht kein Tag, wo ich nicht die allerschmeichelhaftesten Beweise eines durch alle Stände gehenden Antheils bekomme, der, wenn ich aufrichtig sein soll, sehr enthusiastisch aussieht; gewiß ist es aber, daß das Buch die Losung aller Gespräche ist, daß nach Berliner Art die muthwilligsten Späße über den Eifer, es zu lesen, die Schwierigkeit, es zu erhalten, und den Enthusiasmus der Lesenden rc. in Umlauf gebracht werden. Sie glauben nicht, wie sonderbar mir oft zu Muthe ist, wenn ich dem Allen zugehört und mir mit Eins einfällt, daß i ch das veranlaßt habe. Dabei scheidet mich meine kaum merkliche Genesung noch von der Mehrzahl meiner Freunde und Bekannten, und vorläufig stürmt das Meiste auf meinen Bruder ein.

„Edward in Rom"*) habe ich noch nicht beendigen können, da ich anfange Briefe zu beantworten, die in großer Menge eingegangen sind, noch immer viel zu Bett liegen muß und meine Abspannung mich eigentlich wenig geeignet macht, eine Lektüre, die Nachdenken erfordert, aufzunehmen.

Es ist, scheint mir, ein schwerer, zerfallener Seelenzustand in Edward dargelegt, an dem die Wunder der Liebe und Roms machtlos vorübergehen; während er sie alle nennt, scheint er doch außer ihrem Einflusse, unbefruchtet von ihrem Reichthum, ein referirender Schatten zu bleiben, und jemehr er uns damit vertraut macht und mit neuer großartiger welthistorischer Ansicht diese großen Reste der alten Götterwelt vor uns belebt, die Nothwendigkeit ihres Daseins begreiflich macht, ihre Bezüge nachweist und sie in einem Verhältniß zum Christenthum darstellt, das aus durchaus katholischer Auffassung entspringt, also welthistorische Stufen religiöser Entwickelung rückwärts aufdeckt; bleibt er selbst doch trocken. — Indeß bin ich erst bei dem entsetzlichen Worte Edwards zur Gräfin: Du hast ihn vergiftet!

Deren Charakter ist ein unversöhnbarer Mißlaut — fürchte ich; ihre kalte Ruhe zu genießen, und die

*) Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. (Von Karl Mayer.) 2 Bändchen. 1840.

Gaben der Natur und Kunst genießen zu wollen, erzürnet mächtig gegen sie; man möchte ihre Adern ritzen, um zu erfahren, ob sie Blut habe, oder sie für eine Form halten, welche Menschheit heuchelt. Ich werfe hier flüchtig hin, aber halten Sie mich nicht dabei fest; ich empfange jetzt nur Eindrücke, es sind keine Gedanken, und nach der schrecklichen Entdeckung der Gräfin hörte ich gestern Abend auf zu lesen; vielleicht sammelt sich Edward bei diesem Ereigniß und es läßt ihn Mark und Selbstständigkeit gewinnen. Doch ist es vielleicht gar nicht die Absicht Charakterbilder zu geben; vielleicht ist die welthistorische Uebersicht Roms die Idee, und diese wäre mir allerdings sehr ansprechend erschienen, wenn gleich wohl, wie ich unvollkommen ahne, mit der Schelling'schen Ansicht der Mythologie zusammenfallend. Darf ich nicht den Namen des Autors erfahren? Indem ich nun ein paar Worte über dies Buch gesagt, bin ich fast betrübt, daß sie nicht durchaus lobend sind, da Sie so viel Werth darauf legen; aber ich will noch hinzufügen, daß Sie mich auch deshalb für recht incompetent halten müssen, weil es an sich gar nicht mein Genre ist. Anfeindungen der Welt, der Menschen, der Verhältnisse erzürnen mich immer zuerst gegen das Individuum; ich setze immer Kraftlosigkeit des Herzens oder des Geistes voraus und verwerfe alle Mittel, die die Phantasie an die Hand giebt, so etwas einzuhüllen, und

als eine Wahrheit zu vertreten, die mehr wäre, als ein individuelles Bedürfniß.

Fehlen, sündigen sogar — das kommt auf die große Rechnung göttlicher Erbarmung, an der wir alle unsern Antheil haben; aber absichtlich, scheußlich, ruhig sündigen, wie die Gräfin, und sich damit erst dem Leben geweiht halten — Gott verhüte, daß es existirt, und wenn? — dann sollten wir es nicht als zweifelhaft in der Auffassung lassen!*)

Berlin, den 12. Dezember 1839.

---

*) Unter demselben Datum schrieb Steffens an den Verleger: „Edward in Rom ist eine sehr merkwürdige Schrift. Ruinen der „Geschichte und Ruinen der Sittlichkeit so titanenmäßig neben „einander zu stellen, auf einander zu beziehen, daß die Seufzer „des Gemüths aus den innerlich bewegten Katakomben ertönen, und „das zerrüttete Rom sein Angstgeschrei in den zerrissenen Gemüthern „erkennt, ist eine Weltheroide aus der engen Familie, in den Weltsturm „versetzt! Ein so unermeßlich kühner Gedanke verdient Bewunderung; „daß er völlig gelingen sollte, war nicht zu erwarten. Aber selbst „der Versuch ist groß. Es ist ein merkwürdiger Geist, der nach „Selbstverständigung ringend, in einem noch nicht beendigten Kampf „begriffen ist.

„In den höchst merkwürdigen und tiefen Aeußerungen über die „geschichtlichen Stufen der Kunst glaube ich Fragmente der Ideen „eines anderen, in sich gefaßteren Geistes zu erkennen. Auf jeden „Fall können Sie sich gratuliren der Verleger eines so bedeutenden „Werkes zu sein. Was die Kritiker sagen werden? — Ja — wer „kann das wissen. Unsinn genug im Lob, wie im Tadel wird sich „vernehmen lassen. Was die Staatszeitung darüber gesagt hat, ist „doch gar zu nüchtern."

X.

(Vorbereitungen zur zweiten Auflage von St. Roche. In wiefern die Uebel der Welt auch ihr Gutes haben. Zurückführung des künstlerischen Triebes auf die göttliche Gnade. Katholische Bedenken gegen St. Roche.)

Wie beklage ich es jetzt gerade wieder, so abgespannt zu sein, daß es mir fast unmöglich wird, einen zusammenhängenden Brief zu schreiben; etwas gesünder möchte ich wohl werden und danke Ihnen für Ihren freundlichen Wunsch hierzu recht herzlich. Aber wer weiß, ob mir damit nicht auf andere Weise Gutes geschieht? Das rechte Verstehen ist die Hauptsache; es liegt oft im Leiden ein feiner Sinn, und Gott ist damit so gütig, wie mit den leichteren Aufgaben. Jetzt scheint mir vor Allem die Anforderung gestellt, mich in der Geduld zu stärken; man erkennt aber erst dann, wenn man eine Eigenschaft nöthig hat, wie fern man von einiger Vollkommenheit in derselben ist. Aber auch meine Freunde werden durch mich in der Geduld geprüft; denn ich bleibe mit Allem zurück, und so verzeihen auch Sie, daß ich erst so spät und, wie ich fürchte, so unvollkommen antworte.

Wie schön und ehrenvoll ist die Nachricht von der zweiten Auflage von St. Roche; ich werde Alles sammeln, was mir an kleinen Erinnerungen zugekommen ist und was ich selbst gelegentlich bemerkte. Schreiben Sie mir nur, wann dies Alles bei Ihnen sein muß; Gott wird mir ja Kräfte geben; denn ich möchte nun

wohl, daß diese zweite Auflage ganz, d. h. nach jetziger Ansicht ganz rein würde.

Herrn Professor Nösselt versichern Sie meiner hochachtungsvollsten Dankbarkeit. Ich fühle ganz, wie ehrenvoll seine Absicht sowohl für meine Person, wie für beide Bücher ist, und es wird mich namentlich sehr interessiren, wenn ich später erfahren kann, welche Stellen er durch die Aufnahme in seinem Werke*) geehrt hat. Bitten Sie ihn dagegen um Verzeihung, daß ich die Ehre einer biographischen Notiz über mich ablehnen muß. Ich glaube, daß dies augenblicklich nicht meine Stellung zur Welt ist; ich würde als Frau unendlich dadurch geängstigt sein und von Allem, was meine Bildung gerade so gestaltet hat, nichts anführen können, als daß Gott mir herrliche Eltern gegeben hatte. Ich bitte Sie, lehnen Sie das in meinem Namen so schonend und achtungsvoll als möglich ab; es ist wirklich unmöglich.

Wie dankbar würde ich Ihnen aber sein, wenn Sie mir das Urtheil eines solchen Heroen der Literatur, als Steffens, mittheilen wollten; wie es mir scheint, sind Sie davon erfreut, also wird es im Allgemeinen günstig sein. Aber ich bitte Sie, mir auch Alles mitzutheilen, denn selbst sein Tadel wird für mich von

*) Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen. Von Fr. Nösselt. Breslau, im Verlage von Josef Max & Comp.

großem Werthe sein, denn bei großer Selbstständigkeit, die ich eingestehen muß und die doch von Eigendünkel frei ist, kenne ich kaum eine größere Freude, als wenn mir durch klugen Tadel ein neues Licht aufgeht über das Eine oder Andere. Dagegen wollen wir auch recht ruhig bleiben, wenn andere, weniger bewährte Autoritäten, in böser Absicht tadeln. Wie sollte die Reibung ausbleiben können? Lassen Sie sich es nicht nahe kommen, wenn Herr M. mich recht gering zu stellen sucht; genießen wir ja außerdem so viel Ehre, daß der größte Heißhunger danach gesättigt werden könnte; sein Urtheil über mich soll mich nicht abhalten, mehr zu schreiben, das verspreche ich Ihnen. Doch das hängt freilich von einem höheren Willen ab, und ich habe nur meine Seele zu bewahren, daß sie einem so glücklichen Erfolge gegenüber nicht in gefährliche Sicherheit verfällt. Bis jetzt fühle ich mich in Wahrheit noch frei davon; so sehr erscheint mir diese Gabe, die nun zweimal hervorgetreten ist, Gottes Eigenthum, daß es mir wie ein Frevel vorkommt, eher die Feder zu ergreifen, als bis ich innerlich den Trieb fühle. Ist dieser erst wieder lebendig geworden, so schafft er sich, unabhängig von mir selbst, sein Recht, und indem ich ihm, hingerissen von einer warmen, freudigen Anerkennung desselben, mit allen meinen Kräften diene, erhalte ich mir die Unabhängigkeit von der Eitelkeit der Welt.

Was Sie in mir anregen über deutsche Zustände, findet hier von allen Seiten Anklang; ich möchte es auch in mir eine unerfüllte Sehnsucht nennen und stehe voll Erwartung.

Sein Sie sicher, ich würde nichts schreiben, was Sie nicht wüßten. Ebenso wie das Lustspiel in Prag habe ich hier auch zwei Dramen auf die Bühne gebracht, die selbst der König für meine Produkte hält und wozu mir gratulirt wird, wo ich mich blicken lasse; an Allem dem bin ich unschuldig, es bleibt mir aber doch nichts als die wahrhafte Versicherung des Gegentheils übrig, der nur meine Freunde den vollen Glauben schenken.

Sehr glücklich bin ich durch die Rückkehr meiner geliebten Prinzeß Wilhelm aus Fischbach; wie liebt sie St. Roche; wie rührend ist ihr freundschaftlicher Stolz darauf.

Einigemal war ich mit Graf *** zusammen; seine Schwiegermutter, Gräfin ***, brachte mir die lebhaftesten Danksagungen über St. Roche von ihrer Tochter; er (der Herr Graf) hat auch einige Redeversuche gemacht, die ich so höflich war, sogleich für Gedanken anzunehmen; ich mußte aber immer zu seinem Nachtheil an Ihre Mittheilung über ihn denken.

Viel Gutes geschieht mir überhaupt und immerfort im reichsten Maße, obwol auch der Gegensatz nicht ausbleibt und die Partei der Frau v. W. eifrig abräth,

das Buch zu lesen, da der Unsinn schon im ersten Theil so stiege, daß es kein vernünftiger Mensch auslesen könnte.

Was mich aber stutzig macht, ist der Einwand von einigen Katholiken, die im Uebrigen das Buch höchst anerkennend beurtheilen; ich hätte den Protestantismus auf Kosten des Katholizismus hervorheben wollen! Nichts lag meiner Absicht ferner! Ich gebe zu, daß man an dem Buche nachweisen kann: es sei von einer Protestantin geschrieben; aber wenn der Schauplatz ein katholisches Land ist, muß Gutes und Böses Katholiken treffen; und Fennimor? Ist sie nicht Christin über jede Begrenzung des konfessionellen Bekenntnisses hinaus? Dennoch werde ich mit Sorgfalt, so viel meine Ueberzeugung es mir eingiebt, zu säubern suchen und bitte Sie um Ihre Ansicht darüber.

Ueber das Ende von Edward das nächstemal; nur so viel, daß Ihr und Steffens Urtheil mir das Herz wieder frei machte; ich war so unruhig und fast unzufrieden mit mir und meinem Gefühl darüber.

Habe ich wohl des Grafen Hoffmannsegge in Dresden gegen Sie erwähnt? Von meinem 15ten Jahre an kennt und liebt er mich; er ist jetzt hoch in den siebenzig. Er hat eine Kritik in sprachlicher Hinsicht über Godwie-Castle, 17 Seiten stark, geschrieben; ein wahres Meisterstück! Er stellt es so hoch, daß er gerade in Rücksicht

des Stils es für ein klassisches Werk erkennt; aber indem er auf die dritte Ausgabe rechnet, bittet er mich, seine Notizen zu berücksichtigen; sie sind fast alle von einer hohen philosophischen Wichtigkeit.

Doch ich muß schließen; verzeihen Sie diesen mangelhaften Brief!

Berlin, den 24. Januar 1840.

XI.

(Eingeständniß eines Irrthums über die katholische Beurtheilung protestantischer Ehen. Stimmen der Gegner und Freunde.)

Auch von mir bekommen Sie heut nur ein kurzes Briefchen, aber nicht um mich für das Ihrige zu rächen, sondern aus demselben Grunde, der das Ihrige veranlaßte, weil ich in großer Unruhe war und jetzt diese Sendung nicht länger aufhalten will. Daß ich fleißig war, werden Sie mir dennoch zugestehen müssen, und fürs Erste hoffe ich nun wirklich meine Schuldigkeit gethan zu haben. Gott nun befohlen!

Ueber die religiösen Gegenstände bin ich, da Sie mir beipflichten und dies ganz mit meiner Ueberzeugung zusammenfällt, ruhig geblieben und habe nur materielle Unrichtigkeiten geändert, die in meinem Irrthum lagen, zu glauben, die Katholiken sähen unsere protestantische

Ehe nicht für heilig und bindend an. Es war nicht leicht, diesen Irrthum, der ziemlich tief in alle Verwikkelungen eingedrungen war, auszuscheiden, und ich möchte wohl, daß Sie übersichtlich meine Aenderungen verfolgten und mir sagten, ob Sie dieselben ausreichend finden.

Eine recht erfreuliche Nachricht war mir die Zusicherung des Herrn Dr. Braniß, eine Kritik über St. Roche zu schreiben. Da werde ich doch was lernen können! Wie will ich aber auch andächtig und mit aufgeschlossenem Sinn sie studiren.

Es kreist um mich das Urtheil über St. Roche auf eine so leidenschaftliche Weise, daß ich nur trachte, mich diesem Strudel zu entziehen, der weder meinem Charakter, noch meiner Stellung geziemt.

Doch sage ich Ihnen (heimlich), die Besten stehen für mich mit einer ernsten, schönen Würdigung, durch die sie mich möchten glauben machen, St. Roche sei zu gut, zu wichtig selbst zum Parteienkampf. —

Frau v. W. fährt fort, für ihre sehr leidenschaftliche Ansicht zu werben; manche, die sich immer durch Lob genirt fühlen, treten ihr bei, aber diese Urtheile tragen einen Charakter, der kaum gesittet genannt werden kann; es gleitet von mir ab, als wäre ich eine eisige Fläche; gern aber entziehe ich mich der Kenntnißnahme.

Ein sehr schönes Urtheil sprach der Dichter Graf Haugwitz aus; so ernst, so durchdrungen, fast ehrer=

bietig; — reizend und entzückt die Gräfin Dohna-Dönnhoffstädt aus Preußen in einem Briefe; auch die Geistlichkeit nimmt im Allgemeinen großen Antheil; ich erfahre von dorther schöne Urtheile.

Aus Weimar erfuhr ich die lebhafte Theilnahme, die es erregt; viele Auszüge aus Briefen und Billets von dort wurden mir gesandt; es fiel mir auf, daß ich oft Göthe erwähnen hörte, der den lebhaftesten Antheil daran genommen haben würde, wie man glaubt; eine Dame, eine Freundin von Jean Paul, sagt etwas sehr Rührendes darüber, auch wie er Fenelon begrüßt haben würde, den er so sehr liebte.

Berlin, im Februar 1840.

XII.

(Geschenke und Auszeichnungen hoher und höchster Personen. Ein weiblicher Gegner. Fenelons Charakter.)

Die Korrektur von St. Roche hat sich, wie Sie sehen werden, nicht auf Druckfehler beschränkt, ich habe vielmehr in jeder Art Verbesserungen zu bewirken gesucht, glaube aber, man muß sich, auf einen gewissen Punkt damit gekommen, resigniren.

Diese schnell folgende zweite Auflage von St. Roche macht hier großes Aufsehen, und man bemüht sich

von allen Seiten, mir darüber Höflichkeiten zu sagen. Während der Zeit lernte ich Steffens, seine Frau und Tochter kennen; es war mir eine Herzensfreude! Sie waren Alle so gütig gegen mich, daß ich auch ein Herz faßte und mit ihnen über St. Roche sprach. Mit großer, wahrer Freundschaft hängen Alle an Ihnen, das hat mich recht gefreut; der gute, alte Steffens prahlte aber ordentlich mit der zweiten Auflage von St. Roche gegen Varnhagen und einige Andere, die gegenwärtig waren; ich war nur froh, daß ich es nicht sagte, selbst das Zuhören treibt mir oft den Angstschweiß aus.

Wie habe ich nur vergessen können, Ihnen mitzutheilen, was die Zeitungen Ihnen nun zu meiner großen Beschämung zuerst sagen mußten. Die Frau Kaiserin hatte sich bei ihrer letzten Anwesenheit gegen meinen Bruder auf eine Weise geäußert, die es unerläßlich machte, ihr das Nächste, was ich schrieb, zu überreichen. Sie hat dies nun sehr huldvoll aufgenommen, und nächst ihrem schmeichelhaften Dank empfing ich ein sehr schönes Fermoir von Brillanten mit einem Saphir.

Doch ein wahrer geistiger Edelstein ist der Brief der Frau Herzogin von Orleans, welcher die Prinzeß Wilhelm das Buch in meinem Namen mit einem Briefe von mir schickte, da ich meine Schüchternheit trotz dem Wunsche meiner theuren Prinzeß, nicht überwinden konnte. Ihre Antwort ist nun ein Zauber von Jugend,

Geist und Anmuth. „Ihr Geschenk fand eine freudige Empfängerin in dem alten Schlosse Ludwig des XIV.,“ schreibt sie, und später: „jetzt trete ich diese heitere Beschäftigung mit Ihrem Werke an mit der Empfindung, die den jungen Reisenden in einem verheißenen Lande ergreift.“ Mich bewegte das Alles sehr, auch die Unterschrift „Tuileries.“ Ich fühlte, wie vielen Genuß ich meiner lieben Prinzeß und meinem Gehorsam gegen ihren so wohlberechneten Willen verdankte. Alexander von Humboldt kam übrigens und bat mich im Namen der Frau Kronprinzessin um den Brief, und da es Herr von Humboldt wünschte, gab ich ihm denselben nach Potsdam mit, wo der König und der übrige Hof versammelt war und Alle das größte Vergnügen hatten, ihn kennen zu lernen.

Außerdem sagte mir in der vorigen Woche Jemand: Gestern hat der König St. Roche ausgelesen. Zwei Tage darauf schickte mir die Frau Fürstin Liegnitz eine goldene Feder, ein goldenes Petschaft, ein goldenes Falzmesser, alles sehr schön mit blauer Emaille und in Rococo-Stil verziert. Weniger in die Augen fallend, aber für mein Herz eine Ehre, die es höher als sonst hob, war die Nachricht, daß der alte, ehrwürdige Bischof Neander den Roman mit wahrem Antheil gelesen und seiner Richtung und seiner Vollendung, (ich meine Totalität) ein großes ehrenvolles Zeugniß gegeben

habe. In solchem Augenblick fühle ich eine Hand auf meinem Kopfe, und mein Geist beugt sich, und ich empfinde einen Segen, aber nicht um mich stolz und sicher zu machen, sondern um zu erkennen, was Gott will mit so überschwenglichem Gelingen. Möchte ich es erkennen lernen!

Von Strauß habe ich Ihnen wohl geschrieben? (dem Ober-Hofprediger). Ich glaube, er gab mir wirklich seinen Segen, wenigstens sagte er: er danke mir im Namen der Kirche, denn durch solche Werke leiste man ihr wahre Hilfe.

Gott giebt mir trotz des wirren Geräusches doch innerlich die Stille, die zugleich den Scheidungsprozeß bildet, durch den ich an der Schwelle meiner Seele die Dinge annehme oder abweise, und doch sehne ich mich nach größerer Ruhe.

Ich denke an die Zeit, wo man mich etwas wird vergessen haben, mit einer Sehnsucht, wie man sich vielleicht aus einem rauschenden Gesellschaftssaal in ein stilles kühles Wohnzimmer zurück sehnt, wo man den Kopf stützen kann und mit freudiger Ruhe fühlen, daß man allein sei. Die Menschen kommen mir jetzt zu nah; das stille, heilige Alleinsein ist mir gestört; ich fühle, so werde ich keine neue Offenbarung (nehmen Sie keinen Anstoß an dem Worte) empfangen. Ich sehne mich, zu erfahren, ob Gott mir noch ferner die Gnade schenken

wird, schreiben zu können, denn dies — diese Fähigkeit — kauft während des Besitzes allen Beifall, alle Ehre der Welt aus. Daß man mich so drängt, mehr zu schreiben, daß man mich gar nicht anders sehen und denken will, als mit der Feder, und doch mir nicht glaubt, wenn ich es ablehne, mich in die Zunft der privilegirten, einregistrirten Schriftsteller zu stellen, die sagen können, oder doch wenigstens sagen: jetzt will ich! — das Alles hindert meine innere Produktivität, die immer erst lange von heimlicher Stille gepflegt sein will und überdies sich gar nicht im Eigenthums-Recht fühlt.

Noch wollte ich Ihnen sagen, daß in Petersburg große Noth um St. Roche ist; an ein Handlungshaus wurden zwei Couriere geschickt, um St. Roche mitzubringen. Die Kaiserin soll jeden fragen, ob er St. Roche gelesen, und wenn nicht, so schilt sie ihn aus.

Wir mußten sehr lachen über Ihren weiblichen Souvré (Frau von W.) — die arme Frau! Nein, gewiß zu Herzen geht es mir nur in so fern, als es mich als Frau beleidigt, daß eine solche sich so benehmen kann. Gewiß aber ist es, daß es ein leidenschaftliches Gemüth wohl verletzen kann, so viel von einer Anderen hören zu müssen, die ihr an Kenntnissen und gelehrter Bildung so weit nachsteht, und eine wirkliche Unterschätzung an ihren eigenen Werken erleben zu müssen. Denn das ist

wirklich ihr Fall und ich habe mich oft über die Undankbarkeit und Oberflächlichkeit des Publikums geärgert, das wegen einiger nicht wesentlicher Mängel in ihren Werken diese fast gänzlich übersah. Die Bildhauer sind voll der größten Schönheiten! — Das Erbe ein durchdachtes Buch voll großer Tiefe der Combinationen und einzelnen ganz reizenden Naturbildern. So wüßte ich in jedem ihrer Werke den Werth nachzuweisen; und wenn ich das kann, muß es sie nicht beleidigen, daß man es doch übersah? Denn was ihnen fehlt, fehlt so vielen Werken; sie sind meist alle inkonsequent im Plane, wie in den einzelnen Charakteren, und schleppen eine vernachläßigte Form mit sich, die etwas Frivoles und Beleidigendes hat und besonders bei einer Frau so störend wird.

Von St. Roche behauptet sie, wenn sie mich nicht schonen wollte, würde sie eine Kritik schreiben, die dem Publikum lehren sollte, an welchem elenden Machwerk es sich ergötzte. — Der ganze Lärm wäre Kotterie-Geschwätz! Dann behauptet sie, der Marschall von Crecy wäre 150 Jahr, denn er wäre der Sohn von Theophim; Madam St. Albans wäre eine Gemeinheit; doch genug davon; ich selbst möchte sie bitten, inne zu halten; sie thut sich selbst den größten Schaden.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir bald und auch über die religiösen Beziehungen antworten wollten, denn

bei der Korrektur des zweiten Theils werde ich diesen Gegenstand sorgfältig prüfen; ich werde keinesfalls vor Ihrer Antwort damit abschließen.

Wie ich schon früher sagte, kann ich meine Richtung nicht verleugnen; diese aber ist die Sehnsucht, Christin zu sein, und die kirchliche Form, die mir darin die freieste Entwickelung sichert, ist mir die liebste. Fenelon scheint mir in den Köpfen der meisten Menschen ein ganz von aller irdischen Zuthat entkleidetes Tugendideal zu sein; er würde mir geringer sein, wenn er nicht diesen weichen gefühlvollen Kern gehabt hätte, den ich überall zu erkennen glaube und den ihm zuzugestehen seine Anhänger erbeben.

Wer aus Liebe zu Gott die schwache Natur bezwingt, der scheint mir ein größerer Heiliger, als der ohne Hinderniß dazu geboren wird.

Aber ein kleiner Tadel ist recht reizend, er weckt meinen Scharfsinn (so weit ich ihn habe) und meinen guten Willen. Und dann, in dieser bewegten Zeit sollten alle Besseren nur fragen: was ist christlich? nicht: was ist katholisch oder protestantisch?

Auf die Durchsicht von Godwie-Castle freue ich mich; es steht wie ein verlassenes Schloß in meiner Vorstellung. Die Korrekturen von Hoffmannsegge sind tiefsinnig und schön.

Berlin, den 4. Februar 1840.

XIII.

(Ueber die Nothwendigkeit sorgfältiger Korrektur. Kritik und Metakritik. Die Nihilistische Tendenz Tiecks im Gegensatz zu der Paalzowschen Weltanschauung. Wie die Poesie die Natur errathen kann.)

So eben habe ich die Durchsicht des dritten Bandes von St. Roche beendigt und will mir heute Abend noch das Vergnügen machen, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, um morgen absenden zu können. Ehe ich jedoch zur Beantwortung des vielen Angenehmen übergehe, will ich mit aller Wahrheit Ihnen einen Irrthum zu benehmen suchen, den Sie mir aussprechen.

Ich habe keine sprachliche Korrektur des Herrn Korrektors verworfen, und nur, wo Mißverständnisse über den Sinn eintraten, habe ich wieder hergestellt; diese Stellen, die sich mir alle eingeprägt haben, da ich sie alle besonders erwog, sind auch jetzt unverändert geblieben, und schon damals, bei längerem Verkehr zwischen mir und dem geehrten Herrn Korrektor, dessen Sorgfalt ich sehr wohl erkannte, trat gegen das Ende unserer Mittheilungen eine immer größere Uebereinstimmung hervor.

Daß die zweite Auflage dessen ungeachtet eine so ausgedehnte Korrektur veranlaßte, ist mir so wenig als ein Vorwurf für die vorangegangene der ersten Auflage erschienen, daß ich es gewiß nie in dieser Beziehung gegen Sie erwähnt haben würde, und im Gegentheil,

durch die jetzt gemachte Erfahrung, daß eine solche Durchsicht gar nicht oft genug von einem frischen Auge gemacht werden kann, da immer wieder neue Fehler hervortreten — werde ich bei jeder noch vorkommenden Gelegenheit um die gütige Unterstützung des Herrn Korrektors in sprachlicher Hinsicht bitten. Weder damals, noch früher, oder später habe ich Ihnen mein Vertrauen entzogen, welches, überhaupt einmal gegeben, und von Ihrem leicht verständlichen Werthe erzeugt, keinem fremden Einfluß unterworfen ist. Aber ich nahm mit Sicherheit an, daß nicht Sie, bei Ihrer beschränkten Zeit, die erste Ansicht des Manuscripts genommen hatten, worin ich mich nicht geirrt, da Sie ja erst viel später nach beendigtem Druck das Ganze gelesen haben, und so sah ich mich einer fremden Autorität gegenüber, zu der mir erst, wie jetzt nach längerem Verkehr, das Vertrauen kommen mußte.

Es war mir interessant von Herrn von Humboldt zu hören, wie z. B. Frau von Stael das Manuscript oft dreimal drucken ließ, immer wieder hinein corrigirte, und wieder umdrucken ließ; ähnlich macht es Herr von Humboldt; es ist wirklich wahr, daß der Druck einen Schleier von dem Auge zieht.

Sie würden erstaunen, wenn Sie die sprachlichen Korrekturen des Grafen Hoffmannsegge zu Godwie-Castle sähen; 14 Quartseiten — ich schaudere etwas,

wenn ich an diese Arbeit denke; doch will ich gleich daran gehen, wenn Sie mir nämlich noch ein Exemplar zweiter Auflage schicken können, denn ich besitze nur noch eins von der ersten Auflage, und im Buchhandel hier ist nur noch ein prächtig gebundenes Exemplar, welches mir überflüssig schien.

Sehr vielen Dank sage ich Ihnen für die Mittheilung des lieben Briefes der Frau Henriette Hanke. Ihr hoher sittlicher Werth, ihr klarer, edler Geist, der aus allen ihren Schriften hervortritt, hat auch diesen Brief dictirt; das ist ein wohlwollendes, vorurtheilsfreies Urtheil, bei aller Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit; wie andächtig hält man still, wenn der Tadel aus so weisem Munde kommt. Ist es aber nicht sonderbar, daß grade der Traum und der Mord mir immer zum Vorwurf gemacht wird; während das Ereigniß, wie ich es in St. Roche schilderte, sich grade ebenso zur Zeit Ludwigs XVI. wirklich begab; erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen dies zu Anfang erzählte? Um diesen kleinen Theil Wahrheit baute ich und nun soll das, was ich der Wirklichkeit nacherzählte, auch als Erfindung keine Berechtigung haben. Vor und nach — Veranlassung und Folge — und bei aller nothwendigen Fügung der Umstände fiel es mir doch nicht ein, eine abscheuliche Schicksalshistorie zu schreiben mit fortwirkendem Fluche, wie der Aufsatz in den Blättern

literarischer Unterhaltung von Brockhaus annimmt. Diese Kritik geht ganz im Material unter.

Zu Anfang wollte ich durch einen Bekannten von Brockhaus dem unbekannten Kritiker mittheilen, daß der Traum Wahrheit sei; als ich die Kritik noch einmal las, verging mir das Interesse dazu. Er hat keine böse Absicht gegen die Verfasserin, aber er springt immer konfuse über das weg, was er sagen will; bald paßt der Vorsatz zum Nachsatz nicht, bald hebt der Nachsatz den Vordersatz auf; manches hat er nicht ordentlich gelesen; er weiß z. B. nicht, daß die eingelegte Erzählung von mir selbst dem Publikum als Hauptsache zur Disposition gestellt wird, — daß Emmy Gray nur im Fieber ihre Fennimor wieder zu besitzen glaubt, und gleich am andern Morgen zur Erkenntniß nur der Aehnlichkeit gelangt. Die Episode mit dem Jäger im ersten Theil liebe ich selbst nicht sehr; mir ist fast dasselbe auf dem Drachenfels begegnet, das hat mich verführt, es aufzunehmen; es wird darum nicht besser, aber er macht eine gemeine Bemerkung darüber, nachdem er unverständig verlangt, daß außer dem Gespräch der Gräfin d'Aubaine diese unbedeutende Person, worin für mich allein der Vorwurf liegt, daß sie da ist — noch weiter verfolgt werden soll. Neu und ungerecht scheint mir die Behauptung, daß alle Personen *eine* Sprache reden, und besonders, daß das Schreckliche, Unnatürliche sich über alles Maß häuft; ebenso,

daß die Verfasserin ihre Leser mit schwerfälligen, philosophischen, metaphysischen Betrachtungen verfolgt, wovon er dann Proben anführt, die jeder Primaner verstehen würde; es soll keine Person überflüssig sein, und doch zu viel; Frau v. Sevignée ist zwar gut an sich, aber warum da? — Ihm entging also, daß sie zur Scizze der Zeit gehörte, als ein Gegensatz zu den Montespans, Fontanges, Maintenons und Lavallières, und eine Ehrenrettung der Zeit, welche auch diesen Kern trug. Zuletzt die Bitte, haushälterischer mit den Mitteln zu verfahren. Ach! wenn er wüßte, wie unzureichend sie mir erscheinen! Recht humoristisch und in wohlwollendem Tone ist der kleine Scherz, der mich so richtig trifft mit der Lafayette und Fenelon; als ich die Stelle niederschrieb, war es mir, als machte ich mit mir selbst einen Scherz; ich mußte daher lachen, wie ich las, daß er jetzt gegen mich benutzt wird; denn das verdiene ich.

Durch Frau Steffens erfuhr ich schon, daß die Gräfin Finkenstein und die Töchter Tieck's St. Roche mit großer Freude gelesen hatten; das ließ mich aber nichts für Tieck hoffen, denn seine Richtung muß die meinige, wenn ich ohne Anmaßung mich so ausdrücken darf, für eine Beleidigung ansehen. Seine negirende, ironische Weise die Welt anzusehen und ihre Zerwürfnisse hervorzuheben, sie in großen, sichtlichen Wunden zu zerreißen

und ihre Heilung durch eine verächtliche Hoffnungslosigkeit für alle Zustände in Zweifel zu stellen, — hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet verwiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isolirt, indem es jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandenen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will — der Nachweis, den ich suche, daß das Uebel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen — das Geheimniß der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schaale, ruht — dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursache nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege dem Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten; das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt! — Aus seiner Jugendzeit, dieser unschuldig sinnlichen Periode seines in den süßesten Geheimnissen der Natur schwelgenden Lebens, sind mir Anklänge der Entzückung geblieben, die ich be=

wahre, doch nie mehr an der Quelle aufzufrischen suche; denn die Idee, die von dorther unser Eigenthum geworden, ist größer als die Form, und wir sind mit dieser Idee zu der Bildung gelangt, die Form jetzt geringer zu finden. Wohin seine Schule, seine Ermunterung führen kann, sehen wir an dem reichen Geiste des verführten Immermann; doch selbst Münchhausen wird Tieck die Binde nicht von den Augen reißen; er, der den göttlichen Humor Shakespeare's anbetet, wird in der glatten Gemeinheit dieser Studentenlaune noch einen gewissen Reiz finden und sich daran erfreuen können, und darum — nicht weil es seinem höheren Geiste genügte, — sondern weil der übel berauschte Spötter sein Schüler ist.

Immermann ist mir mit großer Verehrung, muß ich sagen, als Mensch ergeben, doch noch nie hörte ich von ihm ein Wort, als existire Godwie-Castle oder St. Roche; darum war ich auch im Voraus über Tieck ganz sicher.

Wie glücklich macht mich Ihre abermalige Versicherung, daß Professor Braniß nun wirklich kritisiren will; er genießt auch hier eine große, allgemeine Hochachtung; alle meine Freunde freuen sich mit mir darauf, und wenn er mich schlägt, will ich nicht zucken, sondern andächtig stille halten.

Von Dr. Kühne las ich eine schöne Kritik über

Bettinen's Briefwechsel mit Göthe; er schien mir sehr bedeutend und gerecht! Darf ich mir wohl den Brief der Frau H. Hanke abschreiben? Ich halte ihn daher noch zurück, Ihre Erlaubniß erwartend. Wollen Sie ihr nicht sagen, daß ich ihn las, und mit welcher Verehrung und Dankbarkeit gegen sie?

Noch habe ich vergessen, Ihnen mein Vergnügen über die Kritik des Herrn Dr. Kahlert auszusprechen; sie ist mehr ruhig, als matt, dächte ich, und das habe ich sehr gern; so anerkennend hätte ich aus dem Mundt'schen Kreise keine Ansicht erwartet. Mir ist vorzüglich interessant, daß auch er die Frage beleuchtet, warum diese beiden Bücher so allgemein wurden; denn dies erregt auch mein Nachdenken sehr oft. Letzthin frug mich ein junger Mann, der lange in Schottland war, ob ich einen Kupferstich oder Zeichnung von Stirlings-Bay gehabt, es wäre so sehr treu nach der Natur geschildert. Jeder Reisende würde hingewiesen und man könnte nichts Schöneres sehen, als den See von Stirlings in den herrlichen Wäldern und darüber das alte Schloß mit der mächtigen Abtei. Sie können mein Erstaunen denken, und endlich das seinige, als ich ihm gestand, ich hätte das Dasein dieses See's nicht gekannt und bloß eine solche Geburtsstelle für Fennimor nöthig gehabt und sie geschaffen und getauft, ohne Ahnung von ihrer Existenz.

Eben erhalte ich Ihren Brief; wie freue ich mich nun, sogleich abschicken zu können. Die Kritik in den Halleschen Jahrbüchern habe ich noch nicht gelesen; sollte sie nicht von Fr. v. Woltmann sein?

Berlin, den 27. März 1840.

XIV.

(Frau von Wollzogen und Frau von W.)

Zu lange, werden Sie finden, habe ich unterlassen, Ihren letzten gütigen Brief zu beantworten. Rechnen Sie es mir selbst nicht zu; ich konnte nicht durchkommen; zuletzt vollendete ich erst die Revision von Godwie-Castle, die ich Ihnen nun hierbei gleich überschicken kann und wofür Sie mich hoffentlich etwas loben werden. Außerdem machte mir Professor Steffens die Hoffnung, daß Sie kommen würden; und gleich vergeht die Lust zum Schreiben, wenn man Hoffnung zu mündlicher Mittheilung hat.

Wie werden Sie erstaunen über die große Zahl der Korrekturen, und wie vermehrt dies gewiß aufs Neue die Schwierigkeit des richtigen Druckes; es ist ein wahres Danaiden-Geschäft, und ich zweifle nicht, daß wir trotz dieser anscheinend erschöpfenden Aushebung aufs Neue das Sieb voll bekommen werden.

Jetzt aber bin ich fürs Erste blind und taub darüber geworden, und wir wollen es denn, denke ich, so seinen Lauf machen lassen.

Wenn Sie jetzt selbst kämen, so wäre es mir von großem Werthe, Ihnen vorzulesen, was ich bereits auf deutschem Boden unter der Kaiserkrone von Maria Theresia aufgesetzt habe. Nur frage ich immer, ob die Reiseunruhe dies zulassen würde, und wieder tröste ich mich, daß Sie schwerlich ein Liebhaber von Diners und Soupés sind, und da fände sich eher die stille Stunde.

Professor Steffens hat mich denn besucht, und wir konnten recht gut zusammen reden; er ist gütig und milde gegen mich; ich habe gern so würdige Männer, denen ich mich unterordnen kann, als wäre ich noch jung. Er theilte mir zuerst mit, daß wir etwas Neues, Ungewöhnliches von Tieck zu erwarten haben. Wie interessant ist das! Werden Sie mir wohl schon genug vertrauen, um mir offen Ihre Meinung zu sagen? Wird es Ihnen genügen, wenn ich Ihnen verspreche, es soll bloß für mich sein? Ich dagegen will dies offen thun, und es wird mir gar nicht schwer, denn ich fasse überhaupt wohl leichter Vertrauen als Sie, wozu in unser beider Leben der Grund liegen mag.

Bei Brockhaus erscheint dagegen ein Roman von Frau von Wollzogen; das ist nicht minder interessant; die Verfasserin von Agnes von Lilien hat seit diesem

Buche, denke ich, keinen Roman geschrieben. Ich freue mich recht auf alle diese geistigen Anregungen und erwarte davon einen gesegneten Niederschlag.

Gestern erhielt ich einen Brief aus Hamburg, der mich auf eine Antwort aufmerksam macht, die der Hamburger Korrespondent gegen den Aufsatz der Halleschen Jahrbücher aufgenommen hat. Noch konnte ich ihn nicht erhalten, oder er ist noch nicht erschienen; wollen Sie auch Acht geben? Er soll dort viel Unwillen erregt haben; man hat sich außer der Lüge über die 500 Rthlr., besonders über die Bemerkung geärgert, daß ich weder Franzosen noch Engländer geschildert hätte, sondern auf fremden Boden immer Deutsche. *)

Wissen Sie, was Göthe sagte, als der Werther alle Köpfe in Aufruhr brachte: „Ich hab' meinen Theil daran gehabt, mögen die Andern nun auch sehen, wie sie damit fertig werden!" Ich glaube, er hat das für alle Menschen mitgesagt, die dem Publikum verfallen. Doch diese Dinge stammen von Frau von W., die eine geschriebene Kritik cirkuliren läßt, da sie wahrscheinlich

*) Anmerkung des Herausgebers. Die Halleschen Jahrbücher, herausgegeben von Dr. Ruge, brachten damals die unwahre Behauptung: „Der Verleger von Godwie-Castle sei nur durch eine Baarzahlung von 500 Rthlr. dazu zu bewegen gewesen, dies Werk in's Publikum zu bringen."

Der Verleger wies in der Leipziger Zeitung diese unwürdige Behauptung gebührend zurück.

den Muth nicht hat, sie drucken zu lassen. Wie froh bin ich, daß ich kein Gedächtniß habe für das Unwürdige; daß, so wie ich die Feder eintauche, die vollständigste Freiheit der Existenz mir zu Theil wird, und ich dann nur mit dem Stoffe selbst und darüber mit der Gegenwart Gottes zu thun habe, für den ich allein richte und erwäge.

Wahrscheinlich ist St. Roche in der zweiten Auflage erschienen, und ich sehe Ihren nächsten Nachrichten, wenn Sie sie nicht vielleicht selbst bringen, mit großem Interesse entgegen.

Vor nicht langer Zeit sah ich alle die königlichen Herrschaften, und sie waren so über allen Ausdruck verbindlich und dankbar, oder wie ich es nennen soll, daß ich ganz tüchtigen Ehrgeiz haben könnte und doch befriedigt sein müßte. Es war bei meiner lieben Prinzeß Wilhelm; vorzüglich war Alles, was der Kronprinz und die junge Prinzeß Wilhelm sagten, so höchst geistreich!

Ich theile Ihnen ohne Bedenken dies mit, weil ich hoffe, Sie kennen mich jetzt genug, um diese Erwähnung nicht ganz der Eitelkeit zuzurechnen, und ich möchte Ihnen immer gern Alles mittheilen, was der Sache zur Ehre gereicht, als etwas, woran Sie Ihren Antheil haben.

Berlin, den 12. Mai 1840.

XV.

(Der Tod Friedrich Wilhelm III. Zur Charakteristik des Thronfolgers.)

Sie haben sich wohl erklärt, warum die Antwort auf Ihren letzten Brief aus Breslau so lange ausblieb. Sie können sich auch die Aufregung nicht groß genug denken, die jeder empfand, da unser theurer König so langsam sich auflösen mußte und daher fast acht Tage sein Ende stündlich erwartet werden konnte.

Gestern ist er zur letzten Ruhestätte begleitet, und Alles ist in der würdigsten Haltung beendigt. Wenn wir seine Wirksamkeit bedenken, so ergiebt sich die große Lehre, daß eine hohe, sittliche Gesinnung, mit eiserner Festigkeit gepaart, auf dem Thron sich oft entscheidender und einflußreicher zeigt, als die blendende Herrschaft des Genies!

Aus einer traurigen Verwilderung der Sitten, einer beschämenden Verachtung gegen die Religion und ihre Kirchen, hat das ernste unerschütterliche Beispiel des Königs vor Allem sein Volk erhoben. Wie wir jetzt mächtig in geistiger Kraft jedem anderen Lande gegenüberstehen, das baute sich Alles langsam auf diesem stillen, reinen Grunde, den Er erst wieder l e g t e, empor, und konnte nicht ausbleiben, selbst wenn wir sagen müßten: der angeregte und auf diesem Grunde

wachsende Geist sei größer geworden, als der Seinige, und habe sich selbst zum Hebel gedient; wie groß war er dennoch unleugbar dadurch, daß er wohlwollend und schützend dem beflügelten Geist der Zeit zusah!

In unserm jetzigen König haben wir beides; den sittlichen, reinen Grund, den genialen Geist. Gott gebe Ihm den Segen, wodurch das Leben kommt, welches Leben schafft!

Möchten wir in unserem Unterthanen=Herzen neben den großen Erwartungen, die wir hegen dürfen, die Gewißheit feststellen, daß nothwendig der am Ersten Fehler macht, der mit einer kleinen Anschauung der Dinge sich nicht abfindet.

Berlin, den 15. Juli 1840.

XVI.

(Urtheil über Vittoria Accorombona.*) Psychologische Wahrheit und plastische Schönheit.)

Welch ein reiches Geschenk haben Sie mir gemacht! in der schönsten Form den schönen Inhalt! Ich danke Ihnen herzlich dafür und antworte Ihnen heute, nachdem

---

*) Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Zweite Auflage. Mit einem Anhange. 2 Bde. 8. 1841.

ich in einem Zuge ohne Unterbrechung Vittoria Accorombona zu Ende gelesen habe. Der Gesammt-Eindruck ist höchst erfreulich; ich weiß Ihnen mein Gefühl nicht anders auszudrücken, als daß ich vergnügt bin, als ob ich ein Glück erlebt hätte! Ich, die ich so ungern Verse lese und durch die Form um jeden Genuß komme, ich habe den ganzen Eindrnck eines schönen Gedichts, unbelästigt durch die Form.

Sein Inhalt, sein Charakter, sein ganzes Streben fordert fast den Rhythmus, man erstaunt, daß er ausbleibt, da wir doch beständig in der Stimmung, welche ihn verlangt, erhalten werden, und es scheint eine Trägheit des Autors, daß er ihn verweigert. Welch ein wahres, ergreifendes und dennoch mit poetischer Schonung entworfenes Bild der Zeit! wie allgegenwärtig wird die Stimmung erhalten, daß wir in dieser Zeit uns bewegen, durch sie bedingt das Schöne genießen müssen, und daher die Gräuel, die Collisionen verstehen lernen! Die geschichtlichen Motive wie beherrscht und zum Zwecke benutzt! Der Duft Italiens zieht um unsere Schläfe, ohne daß wir durch die so unzählige Male benutzte Staffage aufs Neue in ermüdender Weise durchgeschleppt werden, und die keckste Laune, die in Schönheit schwelgend jede Beziehung der Sinnenwelt anregt, bleibt, von dem Scepter der Schönheit beherrscht, dennoch Unschuld, so daß Donna Julia's Aus-

spruch über Bojardo (oder was bei dieser Veranlassung Donna Julia über die gemeine Sinnlichkeit sagt) an Tieck selbst in Erfüllung geht.

Dies Werk versammelt ihn wieder zu den Geistern seines Camöns; das ist der Dichter, den der ironische Schulzwang anekelt, den er, bis zur Karrikatur verzerrt, von seinen Nachahmern sich mußte zuschreien hören — und der nun wieder einsam mit sich wird und die erhabenen Schwingungen vernimmt, die von den ewigen Harmonieen der Welt, selbst in ihren Zerwürfnissen unser Ohr treffen und nur dem ironischen Hämmern des leeren Verstandes entgehen; er ist seinem kleinen Publikum, der kleinen Stadt und dem flachen Applaus entsprungen und fordert wieder vor seinem eigenen Geiste Genugthuung.

Aber um so mehr es mir ein Gedicht ist, um so weniger ist es mir ein Roman; in den Charakteren ist für mich keine psychologische Wahrheit, sondern nur plastische Schönheit! Das sind keine verwandte, keine bekannte, keine ewig wahre Gestalten, sondern nur Träger von Gedanken und Gefühlen, wie sie objektiv dastehen, ohne Lebenswärme und Individualität.

Vergeblich habe ich mich bemüht, Donna Julia für ein lebendes Wesen anzusehen. Alles an ihr ist ihr übertragen; sie ist die Marmorstatue einer römischen Matrone; sie sagt und thut, was in der Zeit lag zu

thun, sie sagt es aber nicht selbst; sie ist ganz leblos für mich.

Vittoria — ich möchte sagen — sie verschlingt alle erdenklichen menschlichen Symptome, aber sie wird kein Mensch! Dürr, kalt, leblos schleppt sie den schönen Marmorleib mit sich umher, und selbst als sie liebt, denkt man nur, daß Tieck die Liebe in ihrem ganzen, erhabenen Umfange kennt, ohne daß dies göttliche Feuer jemals ihren Pulsschlag hebt. Und nun vollends die Männer! Es sind lauter Andeutungen von diesem oder jenem Zustande der Zeit! Das geht Alles im Gedichte, und man will es kaum anders dort; aber im Roman verlangen wir positivere Erscheinungen, die nicht blos unsere Idee tragen, sondern von uns unabhängig ihr eigenes Mark und Bein haben, wozu die Zeit die Farbe giebt, deren Individualität wir aber lieber haben, als unsere eigenen Ideen, mit denen wir sie blos verständlich zu machen suchen.

Dieser letzte Satz thut mir nicht genug, aber ich weiß mich nicht anders auszudrücken; vielleicht verstehen Sie mich doch und antworten mir darauf.

Berlin, den 1. August 1840.

XVII.

(Steffens und seine Auto-Biographie. Bemerkung über die Jugend und die Jugend-Erziehung unserer Zeit. Die Kritik des Professor Braniß über Tieck's Accorombona.)

Ich glaubte, es wäre so schwer nicht, Ihnen recht klar zu machen, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe; aber eigentlich ist es doch ein zu großes Gewebe von Kleinigkeiten. Was diese vermögen, erfahren wir an dem Tröpfchen, das den Stein aushöhlt und an tausend eigenen und fremden Erlebnissen. Dazwischen war ich unwohl, dann sehr fleißig nnd wieder durch Briefe, die schnelle Antwort forderten, ermüdet; auch wollte ich Steffens liebes, theures Buch („Was ich erlebte") erst ganz durchgelesen haben, und es liest sich nicht so schnell, wie Vittoria Accorombona. Wenn ich ein Weintrinker wäre, würde ich sagen, es ist unter Beiden der Unterschied wie zwischen einem Glase Champagner und einem Glase Rheinwein; das erste schlürft man hastig herunter, weil man den leichten Schaum, der lieblich berauscht und erfrischend die Stirn mit seinem feinen Thau berührt, zu verlieren fürchtet, wenn wir inne halten und uns besinnen; das zweite genießen wir erst, wenn wir seine reine goldene Farbe im Glase blinken lassen, wenn wir seinen schweren Niederschlag langsam prüfen und das Aroma aufsteigen lassen, das uns

so lieblich erfrischt. Es gehört ein gewisses ruhiges Verständniß dazu, und dann fühlen wir an der sanften stärkenden Glut, die durch unsere Adern rinnt, daß ein nachhaltiger Antheil Lebenskraft davon in uns übergegangen.

Ich muß selbst lachen über das Gleichniß, darum zürne ich Ihnen gewiß nicht, wenn Sie es thun, und trotzdem, daß es wenig für eine Frau paßt, drückt es doch viel von dem aus, was ich empfunden habe, und obwol es Ihnen klar sein wird, daß eine Frau, die ihre Gleichnisse aus der Weinflasche schöpft, Ihre schmeichelhafte Idee, eine wirklich brauchbare Kritik zu schreiben, nicht erfüllen kann, will ich doch gern Ihnen mittheilen, wie ich darüber denke.

Es ist mir nie eine prätensionslosere Form vorgekommen, um ein höchst bedeutendes Ganze zu construiren, und es steht mir darum von Anfang an viel höher und ansprechender, als: Wahrheit und Dichtung! Wie menschlich und absichtslos vertieft Steffens sich in die wichtigen und rührenden Zustände seiner Jugend, welche wahrhafte Jugend ist dies überdies, und wie muß man den Mann noch mit Rührung und Antheil betrachten, der selbst in die Schilderung der Vergangenheit sich so jugendlich vertieft, daß man fühlt, nicht das Geschenk der früheren Jahre war es, sondern die fortbestehende Eigenthümlichkeit einer auf dem reichsten poetischen Boden ewig dauernden Jugend ist es, die ihn so kind-

lich erzählend in sie verflicht, daß der Leser das vollständigste Mitleben genießt!

Mit welcher Ehrfurcht müßte unsere Jugend dies Buch lesen, wenn es nicht ein Hauptzug unserer Jugend wäre, für Allererst vor Nichts auf der Welt Ehrfurcht haben zu wollen!

Wie der lautere, reiche Quell dieses Innern, wenn er hervorbricht, zu den verschiedensten Malen immer wieder mit harten, rauhen Steinen zugestopft wird, als sollte ihm das Leben und Dasein für immer versagt sein; und wie immer wieder nach einiger Zeit die nur desto tiefer grabenden Quellen sich einen Ausweg bahnen und wieder bei Seite spülen, was ihnen in dem Wege lag! Diese Entzückungen, wenn er sich heimlich fortschleicht auf dem Wege der Wissenschaft und jauchzend endlich ein Resultat erbeutet als sein Eigenthum — könnte man nicht zu dem Glauben kommen, man müsse junge Leute mit Hindernissen erziehen, damit das wahre Mark ihrer Kräfte hervorgetrieben würde, da man sie jetzt hochmüthig übersehend an den reichen Quellen vorüber gehen sieht, die ihnen überall geboten werden? Ich glaube, dies Buch ist bei Steffens Ruf ein überaus wichtiges und zeitgemäßes und muß gerade darum von großer Wirkung sein, weil es so absichtslos, ahnungslos, möchte ich sagen, die großen Geheimnisse einer Entwickelung enthüllt, aus der endlich der berühmte Mann

ward; für mich ist es das Ideal einer Selbstbiographie, in allen diesen Beziehungen, denn es will nichts, als erzählen: was er erlebte!

Und wie viel mehr ist das, als unsere frostige Jugend jetzt erlebt, die mit überladenem Magen vor dem Reichthum des Lebens steht und vor Ekel nichts davon genießen mag!

Dies häusliche Leben! Zehn Novellen liegen darin; diese Naturbilder! ich glaube überall gewesen zu sein und könnte davon mitreden! Diese religiösen Zustände und Zerwürfnisse, wie wahr, natürlich und rührend; vielleicht können, für Einige, Längen darin erscheinen, für mich nicht! Die gemächliche Ausführlichkeit gehört für mich zu der prätensionslosen Form, die, nach keinem Effekt haschend, zuerst mit sich abschließen wollte.

Genug, man kann Ihnen Glück wünschen zu dem Verlage zwei so ausgezeichneter Werke, die gewiß eine lebhafte Anerkennung finden werden.

Ich schreibe an diesen Zeilen bereits über acht Tage und vorgestern kam denn Ihre Sendung der dritten Auflage von Godwie=Castle an. Ich danke Ihnen sehr dafür und bin über die Form der Einführung sowol von Ihrer Seite, wie durch die schöne Recension von Professor Braniß, sehr erfreut, obwol ich an der passenden Wirkung von beiden gar nicht zweifelte.

Es war gerade, als ich sie erhielt, ein junger Theo=

loge aus Göttingen bei mir, der an der hiesigen Universität Vorlesungen halten wird; er führte sich, mir bis dahin gänzlich unbekannt, mit den Worten ein: „wir bearbeiten dasselbe Feld."

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich viel über den Antheil der Göttinger gelehrten Welt an St. Roche. Mehrere Professoren hatten einen Kreis um sich gesammelt, worin St. Roche besprochen ward, und ich kann Ihnen nicht wieder erzählen, mit welchem Antheil dies geschehen war, wie man gefolgt war, wie jeder einzelne Charakter, meine Absicht, und wie ich sie erreicht, aufs Sorgfältigste durchgenommen worden war, und welche interessante Fragen ich noch zu beantworten hatte, und wie ich mich immer mehr von dem ehrenvollen Antheil überzeugte, den so viele ausgezeichnete Gelehrte daran genommen. Nur beruhen darauf zugleich größere Hoffnungen und Erwartungen für die Zukunft, als ich werde erfüllen können, und dies Gefühl hat etwas sehr Verschüchterndes für mich. Wie wenig ich auch undankbar bin oder gefühllos gegen das Gute, was mir geschieht, dennoch gäbe ich viel darum, wenn ich meine Einsamkeit und Unbedeutenheit wieder hätte. Auch das ist Gottes Wille, ich soll diese Aufregung erleben, und nach Außen gedrängt dennoch innerlich ruhig bleiben und meinen Geist einsam erhalten; so, denke ich oft, ist die Aufgabe, und Gott wird mir die Kraft dazu geben!

Sie können denken, mit welchem Interesse ich die Kritik*) über Vittoria Accorombona gelesen habe; sie bringt dem Verfasser rechte Ehre! Es ist ein schöner, warmer Enthusiasmus für den Dichter darin, dem wir so viel verdanken, und sie zahlt die Schuld für Alles, was wir von ihm empfingen, auf eine edle und wahre Weise. In meiner Ansicht über dies letzte Werk hat sie nichts geändert. Diese Kritik hat eine schöne Wahrheit für Braniß, nicht für das Werk selbst; will Tieck aufrichtig sein, wird er selbst überrascht sein und einen Reichthum zurück empfangen, von dem er wünschen wird, ihn besessen zu haben, als er zu schreiben anfing. Bei vielen schönen und fein aufgefundenen Wahrheiten ist Vieles gewaltthätig hineingelegt, und die Definition über das neue Genre von Roman ist eine zu eigenmächtige Bestimmung; man fühlt, es hat so sein sollen, weil man Tieck nicht vorwerfen will, er habe keinen Roman zu schreiben gewußt. Die poetischen Versuche, die Gespräche der Vittoria können unmöglich an sich ergreifen und lassen das Wesen (die Dichterin) daher so leblos. Aber aufs Neue mußte ich wieder den edlen und scharfen Geist des Herrn Professor Braniß bewundern; fast hätte ich neidisch werden können, daß er mein armes St. Roche mitten drin liegen ließ und hierfür allein

*) Des Professor Braniß.

Zeit behielt; doch war dies, vielleicht an sich so natürliche Gefühl, sicher nicht so anmaßend, als es hier klingt, denn ich fühle, wie ganz anders es inspiriren muß, über Tieck sprechen zu können, und möchte um keinen Preis, daß er eine so edle und geistvolle Anerkennung im Publikum entbehrte, mit der Alle zufrieden sein müssen, die sich der Dankbarkeit gegen den großen Dichter recht bewußt sind!

Die Freude über die Art, wie der König Tieck behandelt, war hier recht allgemein; es war ein wahrer Jubel! O, hielte es doch den Schnee des Alters, den die Sorgen wohl vermehrten, noch von seinem Haupte ab.

Berlin, den 24. September 1840.

XVIII.

(Schiefe Urtheile über Tieck werden berichtigt und das Verhältniß des Königs zu ihm gerechtfertigt. Bemerkungen der Sächsischen Herrschaften. Eine Bemerkung der Prinzessin Amalie.)

Ist es denn wirklich so gut, was in den beiden Briefen steht über die bewußten Bücher? Ich weiß wohl, was ich über beide gefühlt und gedacht, aber wie ich es ausgedrückt, kann ich mich nicht erinnern. Da ich Ihnen aber vertraue, wenn Sie mich tadeln, so um so lieber, wenn Sie mich loben; und da freut es mich denn

herzlich, daß ich auszudrücken vermochte, wie ich es meinte.

Was soll ich nun weiter sagen über Ihren Wunsch, etwas daraus drucken zu lassen? Ist es denn wirklich dazu passend? Es muß doch sehr formlos sein!

Erst wollte ich Sie bitten, mir die Briefe zurück zu schicken, aber was käme dabei heraus; der Gedanke, daß es vor's große Publikum kommen sollte, verdürbe mir den unbefangenen Blick; ich will sie lieber aufs Neue für Ihr Eigenthum erklären und Ihnen überlassen, damit zu machen, was Ihnen gut scheint.

Denken Sie aber selbst, wenn Sie mein unbefangenes Urtheil über Vittoria Accorombona lesen, wie mir verwunderlich wird, wenn ich jetzt hören muß, Vittoria Accorombona sei ein völlig unsittliches, üppig sinnliches Buch; es sei eine Beleidigung, es dem Könige zuzusenden; gewiß hätte er es nicht gelesen, sonst hätte Tieck nicht diese Auszeichnung erlebt u. s. w. Was soll ich den ekelhaften Unsinn niederschreiben, den ich schon unwillig mit anhörte! Oft weiß man nicht, ob es nicht ein besseres Zeugniß für innere Reinheit ablegt, wenn man gar nichts der Art merkte, als wenn man eine so leise Witterung hat, daß man gleich wehe schreit! Ich war ganz verblüfft; wohl erinnerte ich mich, daß ich ein Paar mal so einen Streifschuß bekommen hatte; aber war das so viel, um daraus einem ganzen Buche den

Character aufzunöthigen, so muß ich gestehen, daß das Andere mich nicht traf; steht denn davon oder darüber etwas in meinem Brief? Ich habe mich offen und stark dagegen ausgesprochen. Möglich, daß der König Vittoria Accorombona nicht gelesen hat und es bedarf dessen nicht, damit ein König, dessen Jugend und Entwickelung in die Blüthenzeit unserer großen deutschen Dichter fiel, dem letzten noch Lebenden dieser Herren den Dank abzutragen sucht, den er ihm schuldet mit allen seinen Zeitgenossen!

Das sagte ich, oder antwortete ich, wo es viele hörten; und sollten Sie wohl glauben, daß es der sächsische Gesandte war, dem ich damit antworten mußte? Als ob sie sich dort ärgerten, daß der König ihnen hilft. Dagegen waren die hohen sächsischen Herrschaften sehr auszeichnend gegen mich. Auf der Ausstellung erkannte mich die Königin! Sie ließ mich zu sich rufen und stellte mich selbst auf das Ehrenvollste den Herrschaften vor, die mich nun mit Güte überhäuften. Sie erzählten mir, wie sie St. Roche gelesen, mit wahrer Angst, daß es zu Ende gehen werde; sie dankten mir mit einer Innigkeit, als wäre ich ihre Wohlthäterin gewesen. Prinzeß Amalie sagte: die Unmöglichkeit, hinterher ein Buch zu lesen; Alles komme einem leer und inhaltlos vor! Das sagte diese Schriftstellerin; es könnten manche ein Beispiel nehmen. — Himmlisch war dabei unsere theure

Königin; ihre freundlichen Augen beleuchteten mich ordentlich; sie stand neben Humboldt und beide sahen aus, als freuten sie sich, daß sie Ehre mit mir einlegten. Die Königin redete noch viel mit mir über den Sommer und war so liebenswürdig, als sie erfuhr, ich arbeite wieder, und schalt so anmuthig, daß es erst im andern Jahre fertig werde. Es war eine große Befriedigung, und darum wollte ich sie Ihrer Theilnahme entziehen. Am andern Tage waren sie Alle bei meinem Bruder und überhäuften auch ihn mit Artigkeiten, wo noch viel für mich dabei war.

Berlin, den 8. Oktober 1840.

XIX.

(Aussichten auf neue Schöpfungen.)

Ich lege Ihnen zur Ansicht einen Brief von Laube bei, der Sie interessiren wird. Senden Sie ihn mit Ihrem Urtheil darüber mir recht bald zurück, lassen Sie überhaupt meine Bitte um Nachricht von sich nicht vergeblich sein!

Wie lange ruht nun schon Maria Theresia? Verlieren Sie nicht Muth und Geduld, und wenn Sie Etwas übrig haben, geben Sie mir davon Etwas ab.

Gottes Wille geschehe! Aber wie sehne ich mich heimlich nach dem breiten, heiligen Strom der Gedanken, auf dem ich dann ein ruhiger Segler werde und tausend kleine, glückselige Inseln vor mir auftauchen.

Aber Glück darf man ja eben nicht so ungestüm fordern, und so sitze ich vor Gott und warte, wie das Kind auf den Weihnachtsbaum, mit der Hoffnung, daß der Vater es nicht vergißt!

Berlin, den 24. November 1840.

XX.

(Die Passivität im Leiden. Laube's Literatur-Geschichte. Ein apokrypher Roman. Gott behüte mich vor meinen Freunden.)

Um so viel früher will ich Ihnen antworten, da mir Ihr Brief die gefürchtete Bestätigung giebt, daß Sie zu leiden hatten, und zwar geistig, wie viel beklagenswerther, als körperlich. Gern möchte ich mit der Autorität der älteren Frau zu Ihnen reden, ich möchte Sie warnen, nicht sich alten Uebeln aus Gewohnheit zu ergeben, und lieber einmal, wie ein Fremder nachzufragen, ob kein Abschluß möglich sei, ob nicht ein Opfer irgend einer Art, durch Freiheit belohnt, zu bringen stehe!

Wunderbare Leiden und Gebrechen habe ich dadurch über die edelsten Menschen kommen sehen, daß sie sich

langsam von widerwärtigen Verhältnissen beschleichen ließen, darin ihre Energie verloren, und sich endlich rettungslosem Trübsinn ergaben, im Glauben, ihnen sei nicht zu helfen! Aber das kleine Martirium, was wir da aus uns machen, ist stets eine Nachgiebigkeit an unsere Schwächen; wir leiden lieber, als daß wir energisch alte Uebel um ihren wahren Inhalt befragen, und sind geneigt, von unserm Verfahren gut zu denken, weil es uns schwer wird, und weil es mit Opfern und Ueberwindungen verbunden ist; aber überall kommt es doch nur darauf an, ob die Verhältnisse ihrer Natur nach sich dadurch richtig gestalten, und eben so oft verfehlen wir schon darum ganz unsere Absicht, weil unsere Stimmung gar nicht mehr die rechte ist, wir selbst schon gar keinen wohlthuenden Einfluß mehr ausüben können. Dann verändere man immer und um jeden Preis die Situation, denn man wird Anderen nicht helfen, sondern schaden, und selbst dabei um den wesentlichsten Inhalt des Lebens, um Frieden betrogen werden.

Sie sehen, ich rede wie eine alte Großmama zu Ihnen, aber ich bin auch recht alt an viel Erlebtem, und Mitangesehenem, und es ist mir in Ihrer Persönlichkeit der Eindruck gekommen, als würden Sie leicht und tief verletzt von jeder unsanften Berührung. Solche Naturen gehen lieber unter, als daß sie sich wehren! Es ist mir recht lieb, daß ich auch keine Ahnung von Ihren Ver-

hältnissen habe, ich kann nun ganz unbefangen und allgemein zu Ihnen reden, blos geleitet von der Ansicht, man solle sich wohlmeinende Gesinnungen nicht verschweigen, und so will ich mich auch nicht über diese lange Mittheilung entschuldigen; wer weiß, ob sie nicht die Stunde trifft, wo es Ihnen wohlthut.

Vielen Dank für Ihre Mittheilungen über Laube; Sie haben gewiß ganz Recht! Seine Literaturgeschichte ist recht geistvoll, ein schönes Bilderbuch der Personen und Zustände, möchte ich sagen; ich lese es mit großem Vergnügen und bin recht oft seiner Meinung. Wie ich ihm geantwortet habe, das fand mein Bruder recht gut; es war dankbar und ehrend, mehr ablehnend, als annehmend; ich kann keine Concepte schreiben, mitunter wäre es doch gut. Antwort habe ich noch nicht.

Eine Anzeige der Offner'schen Leihbibliothek macht hier ein für mich unangenehmes Aufsehen. Sie eröffnet eine Liste, worin sie, sich zu notiren auffordert, mit dem Versprechen, alsdann das neueste Buch der Verfasserin von St. Roche „Das Dohlennest" von Haus zu Haus zu schicken.

Heute habe ich in der dritten Person als Verfasserin von St. Roche an diese Handlung geschrieben und gebeten, es öffentlich zu widerrufen, mit dem Zusatz, daß weder ein solches Werk, noch überhaupt ein neueres existire, wovon der Titel bereits bekannt wäre!

Ich weiß wirklich selbst den Titel noch nicht, denn Maria Theresia kann ich es um so weniger nennen, da es sich, wie bei den früheren Werken, nur an ihre Zeit anlehnt.

Wie gern möchte ich erst wieder arbeiten! zuweilen klopft es an; vielleicht bald.

Sie müssen allen solchen Gerüchten fest widersprechen, denn Sie sollen es immer zuerst wissen, was ich beschließe.

Wie freut mich die zweite Auflage von Vittoria Accorombona; das sind Lorbeeren, die nicht stechen, um das weiße Haupt des Dichters!

Dagegen möchte ich Ihr Gesicht sehen, wenn ich Ihnen einen kürzlich erhaltenen Brief eines Literaten und Diplomaten zeigen könnte, der in allen anderen Beziehungen gut und brav und namentlich mir von ganzer Seele ergeben ist, aber an dieser literarischen Klippe dennoch scheitert. Er gehört zum Comité, die in München „deutsche Blätter für Literatur und Leben" herausgegeben. Dabei folgt eine Kritik eines Freundes in diesen Blättern — ich vermuthe Maltitz — dessen Wärme und geistreiches Wohlwollen er rühmt. Was soll aber wohl der Autor oder irgend ein vernünftiger Mensch mit solcher Kritik anfangen? Dann sagt er: er enthielte sich jedes Urtheils, das wäre aber gewiß, daß der Beifall oder Antheil an diesem Werke nicht über den Thüringer Wald hinaus gedrungen wäre, oder dort Beifall erlangt

hätte; in Wien und München hätten sie keinen Antheil gefunden. Er räth mir, wenn ich schreibe, bei der Gegenwart stehen zu bleiben, da es mir nie gelingen würde, irgend den Charakter eines anderen Landes oder einer anderen Zeit zu treffen; weder englisch, noch französisch, weder Renaissance noch Rococo wären diese Zustände, sondern norddeutsch, ja Berlinisch!

In dieser Art bleibt die Herzensergießung eines wahren Freundes, wie er sich nennt, und ich gestehe Ihnen meine Schwäche — es hat mich etwas verdrossen. Erst wollte ich antworten, aber bald schien es mir würdiger, Alles mit Stillschweigen zu übergehen. Haben Sie — ohne Mühe für Sie — eine Uebersicht von den Bestellungen nach Süddeutschland, so möchte ich wohl, nicht die Zahl kennen, sondern vergleichungsweise, wie solche sich zu Norddeutschland verhalten; dies könnte ich, wenn es sich günstig stellt, wohl indirekt ihm zukommen lassen.

Sollte Norddeutschland allein die drei Auflagen von Godwie-Castle verspeist und die zweite Auflage von St. Roche bewirkt haben?

Wie war ich erstaunt über Ihre Ankündigung der vierten Auflage von Godwie-Castle*) aber wie sehr habe ich mich darüber gefreut. Daran, denke ich, ändern wir

*) Die fünfte Auflage, deren Ausgabe die verehrte Verfasserin leider nicht mehr erlebte, erschien 1849.

nun nichts mehr; es mag nun so sein Ende finden, oder was meinen Sie dazu?

Wollen Sie mich nicht beklagen, daß so viel Krankheit immer noch zwischen mich und meine liebste Beschäftigung tritt? Ich bin so stumm, so müde an Leib und Seele, und habe wieder meinen alten Glauben, daß es vorbei ist mit meinem sogenannten Talent. — O! käme doch erst eine bessere Zeit!

Wie gütig sind Sie, mir die zweite Auflage von Vittoria Accorombona zu gönnen; wie liebe ich sie schon, da sie ein Sonnenlicht ist auf dem bleichenden Haupte des Dichtergreises.

Und nun wünsche ich Ihnen doch Glück zum neuen Jahr! obwohl ich die abwehrende Bewegung Ihres getrübten Geistes sehe; aber ich wünsche Ihnen doch Glück und prophezeie Ihnen hiermit, daß Sie noch einst glücklich und frei sich fühlen werden. Niemand kann sagen, so wird es sein und bleiben, sondern Gottes allweise Hand leitet die Veränderungen herbei, die unser Heil werden!

Mein Bruder und ich — wir Beide sind Ihnen herzlich ergeben!

Berlin, den 4. Dezember 1840.

XXI.

(Ueber H. Laube.)

Die beigefügte Kritik ist allerdings nur wohlwollend, aber auch nicht viel mehr; sie hat eine ruhig dahin schwimmende Behaglichkeit, die allerdings wohl thut, aber damit genug! Solch ein Brief, wie Laube mir schrieb, anregend, forschend, zweifelnd, das ist, wonach man wieder ausschaut; jener Aufsatz ist recht vortheilhaft für das größere Publikum, denn er ist bequem nachzufühlen, und daran glauben die, welche nicht selbst denken, aber der Autor will mit dem ebenbürtigen Geiste den Kampf, der die Kräfte zum Bewußtsein ruft, und er fürchtet selbst Niederlagen nicht, weil er den Gegner sich so mächtig wünscht. Ihre Briefe und Laubes Brief sind mir die liebsten in meiner Sammlung über St. Roche, und Sie werden daher begreifen, wie leid es mir thut, daß Laube mir nicht geantwortet hat und ich jetzt wohl kaum noch darauf hoffen darf.

Dabei weiß ich die Ursache nicht aufzufinden, und indem ich jede Bedingung glaube erfüllt zu haben, die sich mir durch ein so ehrenvolles Entgegentreten auferlegte, kann ich keinen neuen Schritt thun, und bin so durch irgend ein Mißverständniß um willkommene Mittheilungen gebracht.

Berlin, den 26. Dezember 1840.

XXII.

(Noch einmal das „Dohlennest.“)

Gewiß haben Sie Ihren Wunsch, mir eine Freude zu machen, vollständig erreicht; obwohl ich Ihre Briefe schon immer dazu rechne; war doch diese schöne, glänzende Gabe*) die, so sinnvoll gewählt, gleich die Absicht des Gebers enthielt, recht dazu geeignet, mir eine Ueberraschung und Freude zu werden. Haben Sie herzlichen Dank dafür, und glauben Sie mir, daß ich mich wohl fühle in der Beziehung, die unsere äußeren Verhältnisse uns gab, den Kern einer auf gegenseitige Hochachtung gegründeten Freundschaft uns gesichert zu fühlen. Auch daß Sie mich in meinem letzten Briefe nicht mißverstanden haben, freut mich, obwohl die Art, wie Sie mir antworten, so trübe ist, daß ich sie ohne tiefe Wehmuth nicht lesen konnte. Nur das Eine noch: Es ist keine Unmännlichkeit, wo nur der Mensch sein Recht begehrt. Die Klage, oder das Eingeständniß des Leidens scheint mir immer ein eben so bestimmtes Element einer reichen und kräftigen Natur, als die Beherrschung derselben durch die Kraft unseres Willens.

Noch immer glaube ich nicht an eine bösliche Absicht in Bezug auf das Dohlennest.

---

*) Es war ein Schreibzeug.

Da ein Dohlennest in dem Buche vorkommt, ließ ich bei einem Jägersmann von der vornehmen Schule indirekt nach der Natur der Dohlen forschen. Wie? das weiß ich freilich nicht, aber daran könnte sich das Gerücht wohl anknüpfen!

Der verehrten Königin, der ich im Herbst versicherte, höchstens zum nächsten Herbst würde das neueste Werk erscheinen, glaubte ich eine Erklärung über dies Gerücht schuldig zu sein; sie war auf das Liebenswürdigste böse, weil sie glaubte, man wolle mir Etwas zu Leide damit thun, und fordert öffentliches Entgegentreten von meiner Seite. Ohne meinen Namen hat Spiecker darauf in seinem Blatte widerlegt, ich habe ihr aber sagen lassen, daß ich es durchaus nicht für böse Absicht hielte. Das Aufsehen war merkwürdig, von mehreren Seiten ward ich um schriftliche Erklärungen gebeten, weil die Buchhändler und Leihbibliotheken überlaufen wurden; und Sie selbst haben nun darunter zu leiden gehabt; doch ist mir Ihre Anzeige in dem Leipziger Blatt sehr willkommen!

Berlin, den 2. Januar 1841.

XXIII.

(Titelbilder zu Godwie-Castle und St. Roche.)

Es war mir ein Trost zu wissen, daß Sie durch Professor Müller von meiner Krankheit wußten. Neun Wochen habe ich unter namenlosen Leiden danieder gelegen, seit acht Tagen sitze oder liege ich im Sopha, und ich weiß am Besten, wie weit ich noch von meiner Genesung entfernt bin.

Möge es Ihnen Freude machen, daß Sie in dieser Schmerzenszeit durch Ihre Sendung*) zu meiner Erheiterung beitrugen. Diese Liste, oder die geistige Statistik über den Verbrauch des In- und Auslandes ist höchst interessant, und wir haben sie recht studirt. Wenn dies alle Buchhändler thäten, das wäre in Wahrheit eine zu fürchtende, geistige Polizei, vielleicht nicht ohne wirksamen Einfluß, und besonders für Deutschland, denn man schreckt den guten Deutschen durch nichts mehr und macht ihn zahmer, als durch Andeutungen seines Zurückstehens gegen fremde Entwickelung.

Ihr schöner Einfall, ein Titelblatt mit der Repräsentation der beiden Namen bei den nächsten Ausgaben

*) Es war eine statistische Uebersicht des Absatzes der ersten 3000 Exemplare von St. Roche, nach Staaten, Provinzen und Städten geordnet.

von Godwie=Castle und St. Roche hinzuzufügen, fand bei uns großen Beifall. Im Atelier meines Bruders fand sich kein passendes Individuum, und wir glaubten daher ganz in Ihrem Sinne zu handeln, wenn wir den genialen Landschafter Biermann mit Ihrem Auftrage bekannt machten. Antwort haben wir noch nicht; wenn er es aber übernimmt, dürfen wir auf schöne Ideen rechnen. Ach! warum kann ich nicht zeichnen! Ich sehe beide Schlösser so vor mir, daß ich danach bauen könnte!

Berlin, den 6. März 1841.

XXIV.

(Vom Krankenbett. Biermanns Zeichnungen. Erkundigung über H. Laube.)

Ich hoffte Ihnen selbst schreiben zu können, d. h. ich hoffte endlich von den langen Leiden erlöst zu werden, die mich diesen Winter heimgesucht haben. Aber diese Hoffnung ist zu voreilig gewesen, und ich liege noch diesen Augenblick unter großen Leiden zu Bett und bediene mich heute einer lieben vertrauten Hand, um Ihnen einige Nachricht von mir zukommen zu lassen. In der kleinen Zwischenpause, die meine Krankheit machte, war ich nicht unthätig in Bezug auf Ihren Auftrag, betref-

fend die Ansichten zu Godwie=Castle und St. Roche; aber ich kann nicht sagen, glücklich.

Zwei wunderschöne Zeichnungen wurden mir zwar von dem ausgezeichneten Künstler Herrn Biermann übergeben, aber wer hätte auch nur entfernt ahnen können, daß diese Blätter St. Roche und Godwie=Castle vorstellen sollten. Um sie Ihnen aber hinzuschicken, schienen sie mir zu sehr gefährdet. Mein Bruder tröstete mich mit der Hoffnung, Sie gingen vielleicht nach der Leipziger Messe über Berlin zurück und wir könnten mündlich das Weitere besprechen.

Soll ich diese liebe Aussicht nicht festhalten? Selbst an meinem Krankenbette würden Sie mir ein willkommener Gast sein und ich mich aller Nachsicht von Ihnen gesichert halten, die mein oft trostloser Zustand erfordert.

Wenn Sie in Leipzig sind, so suchen Sie doch von Laube zu erfahren, warum er mir nicht geantwortet hat, da mein Brief fast eine Aufforderung dazu enthielt. Je mehr ich von ihm las, je bedeutender erschien er mir und je öfter bedauerte ich, daß irgend ein Mißverstehen in meinem Briefe ihn verstimmt haben muß. Ihrem Takte und Ihrer feinen Rücksicht für mich verdankte ich am Liebsten eine Aufklärung hierüber.

Berlin, den 19. April 1841.

XXV.

(Schirmer soll die Zeichnungen zu Godwie=Castle und St. Roche besorgen.)

Die Schlösser St. Roche und Godwie=Castle sind in die Hände von Schirmer übergegangen, und schon existirt ein herrliches St. Roche, und Godwie=Castle ist in Arbeit. Nun ist die Frage, wollen Sie den Stich dort machen lassen, oder soll es hier geschehen, wo Schirmer es dann unter Aufsicht nehmen will, und die gute Ausführung von dem Kupferstecher Hasse verbürgt. Aber nun! Wollen Sie die Zeichnungen vorher sehen? Kommen Sie? Sollen sie hingeschickt werden? Ist Ihnen mein und meines Bruders Zeugniß genug? Darüber, hoffe ich, antworten Sie mir recht bald, viel lieber, wenn Sie selbst kommen!

Berlin, den 12. Juni 1841.

XXVI.

(Erinnerungen an das Schlesische Gebirge und den Aufenthalt in Fischbach.)

Obwohl ich ungewiß bin, ob Sie diese Zeilen treffen werden, will ich sie doch absenden, denn oft sind Störungen in Ihren Reiseplänen eingetreten, und dann empfangen Sie diese Zeilen gewiß gern.

Seitdem ich in Schlesien war, steigerte sich mein Interesse für dies herrliche Land, und ich habe Schmerz, Sorge und Freude, wie eine in den Bergen Geborene, mit durchgemacht.

Machen Sie nur, daß Sie dem Herbst noch seine Schönheiten ablauschen; nirgends schützt die Natur ihre Reichthümer länger, als in den Bergen, die Färbungen sind dort oft fabelhaft; das Grün der Wiesen, die Moose in den Wäldern, und dies von Thau oder Nebel getränkte glänzende Laub, diese Fantasmagorieen der Luft mit den Nebelstreifen, blauen und violetten Luftschichten, und dem dazwischen vortretenden tiefblauen Himmel, selbst die Stille in der Natur hat etwas Erhabenes, was sich wohl den holden Plaudereien des Frühlings zur Seite stellen darf, und dann — in Schlesien, wo die holdesten Schwätzer an jedem Gebirgsweg nebenher laufen — ich bin immer entzückt gewesen über die kleinen flüsternden und murmelnden Bäche, die alle Geheimnisse ihres mit bunten Spielereien angefüllten Bettchens verrathen und die lustigen, flüchtigen Forellen beherbergen, die ich in der Schüssel kaum ohne Vorwurf ansehen konnte. Da so mitten drein als guter Fußgänger zu stecken, dahin und dort, hinunter und hinauf sich zu wenden, Alles zu genießen, was neben dem Wege liegt, das ist ein Genuß, den ich sonst kannte, jetzt aber wohl für immer verloren habe.

Ordentlich zagend fahre ich nun fort, Ihnen zu sagen, wie ungünstig bis jetzt der Erfolg des Bades sich zeigt. Am 23. August verließen wir Warmbrunn, und trafen über Dresden den 30. hier ein. Drei Tage war ich nur aus dem Bette, dann stiegen die Schmerzen bis zu einem nie dagewesenen Grade.

Am 7. September Abends erwartete mein Bruder mein Ende; er hielt mich im Arm, während ich erkaltete, und der Todesschweiß meine Stirn netzte! Die homöopathischen Mittel retteten mich dennoch; jetzt sitze ich in Decken eingepackt und — weiß nicht recht, worauf ich noch hoffen soll. Doch hoffe ich! — Nicht in meinen kranken Gliedern, in meiner Brust lebt ein Fünkchen von Gesundheit; genug ich hoffe!

Wenn Sie wüßten, wie viel Gutes mir in Ihrem Schlesien geschehen ist, Sie würden doch erstaunen.

Ein unvergleichlich herrlicher Tag war der 20. August in Fischbach. Freilich rühme ich mich einer dreißigjährigen Bekanntschaft mit der hohen Besitzerin und ihr entsprechend wurden wir auch aufgenommen. Ja sie ist vollständig treu und der Prinz auch, und die liebliche Prinzessin Marie, diese Gemse in den grünen Bergen!

Ich wurde durch alle Parthieen in Fischbach in einem Lehnstuhl getragen, während die hohen Herrschaften an meiner Seite gingen, um mir alle ihre Lieblingsplätze zu

zeigen. Zu Mittag fuhren wir mit ihnen nach den Falkensteinen, wo wir in dem reizenden Schweizerhäuschen zu Mittag aßen. Zurück ward ich wieder getragen, während sie wieder zu Fuß neben meinem Stuhle hergingen, und war Beider Ueberlegen immer nur, mir Freude zu machen und jede Anstrengung von mir abzuhalten.

Eben habe ich ihr geschrieben, und habe ihr auch die kleinen Aufsätze geschickt, die Herr Inspektor Schück aus Brieg mir über einzelne Strafgefangene gemacht hatte; auch wünschte sie seine Recension über St. Roche zu lesen.

Die Bekanntschaft Ihres Freundes, des Grafen Dyhrn (so glaube ich, ist sein Name) wäre mir noch erfreulicher gewesen, wenn sie nicht zu flüchtig gewesen wäre.

Haben Sie denn schon die Penelope gesehen mit dem Bildniß der Verfasserin von Godwie-Castle? Ich kann nicht sagen, daß es zu meinen Ergötzlichkeiten gehört, von allen Leuten darauf angeredet zu werden, denn mit der Abhärtung hat es doch noch immer seine Grenzen.

Berlin, den 26. September 1841.

XXVII.

(Arbeits-Pläne.)

Wünschen Sie mir Glück! seit dem 22. Oktober schreibe ich wieder.

Sie sprechen vom dritten Theil, das machte mich ganz traurig. Jetzt bin ich bei dem Ende des ersten Theils, obwohl der zweite vorbereitet ist.

Bleibt Alles so gut, so werde ich bis Mitte November mit dem ersten bis zum Abschreiben fertig, dann bis Januar mit dem zweiten, dann kann ich den dritten mit dem Frühling vollendet haben.

Aber wie kann ich solche Pläne machen? Gottes Segen kommt von oben!

Wie mich das glücklich macht, kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken! ich bin wieder jung daran geworden.

Mein Bruder grüßt Sie herzlich!

Ich bewohne noch immer meinen lieben Thurm. Adio! Gott behüte Sie! herzlich ergeben.

Berlin, den 31. Oktober 1841.

Thomas Thyrnau.

1841.

I.

(Ein neues Manuscript. Bangigkeit und Zweifel während des Schaffens. Tieck.)

Wie leid thut es mir, daß uns gegenseitige Bedenklichkeiten um das gebracht haben, was wir Beide gewünscht haben, nämlich um eine fortgesetzte Mittheilung des neuen Manuscripts.

Ich bedarf immer der Ermunterung, weil mir, was ich schaffe, nie imponirt; und das, was als Schöpfung hervortritt gegen das, was sich mir in einer noch nicht greifbaren Offenbarung zeigt, mir leicht zu gering erscheint. Da thut mir der Zuspruch eines Bewährten, an dessen Urtheil ich Glauben habe, wie eine Stärkung sehr wohl.

Möchten aber doch Ihre sanguinischen Hoffnungen für dies neue Werk wahr werden; ich theile sie noch nicht, und tröste mich allein damit, daß es bei St. Roche mir ebenso ging.

Ich schrieb damals, als ich das Manuscript Ihnen überschickt hatte, meiner lieben Prinzeß: „Nun es abgegangen ist, kommt es mir vor, als stände gar nichts

darin, und ich kann meine Kühnheit nicht fassen, daß ich es drucken lasse."

Nachher sagte ein Recensent, man möchte mir Oekonomie der Mittel anrathen! Ich mußte an meinen damaligen Brief denken; es mußte also doch Etwas darin gestanden haben!

Gäbe es doch schon Eisenbahnen!

Da kämen Sie am frühen Morgen ans Kamin in meinem Thurm, wo der Herbstwind seinen Gesang hören läßt, und die hohen Baumgipfel die gelben Blätterkronen hin und her neigen, — wie ich das liebe und wie es zur geselligen Mittheilung Lust macht, — dann äßen Sie, wie nun schon gewohnt, unsere kleine bürgerliche Mahlzeit mit uns, und den Abend könnten Sie in Ihrem eigenen Bette in Breslau schlafen! Wann wird's doch so weit sein?

Heute höre ich Tieck lesen! Er war bei mir und von einer überaus großen Liebenswürdigkeit, mit freundlicher Achtung meiner Werke gedenkend; man sagt mir, er habe mir sein ganzes Herz zugewendet; das ist doch recht wunderbar; als ob Dorotheen's Worte bei ihm nachgewirkt hätten.

Von Brockhaus aus Leipzig bekam ich einen sehr verbindlichen Brief; er bat mich, an seinem Taschenbuche — ich glaube Urania — Theil zu nehmen; es war so überaus ehrend abgefaßt; natürlich mußte ich es

ablehnen. Das ist schon das dritte Taschenbuch, und die Journale weiß ich nicht all', an denen ich helfen soll. Ich aber glaube, das ist Alles nicht mein Genre; Gott gebe, daß ich dieses immer erkenne und nie aus meiner stillen Sammlung mich herauslocken lasse.

Berlin, den 17. November 1841.

II.

(Der Titel des neuen Romans: Thomas Thyrnau.)

Sie haben mir große Freude durch die Mittheilung der Zeichnung von Godwie-Castle gemacht; sie scheint mir sehr schön, sehr gelungen zu sein. Immer werde ich der Meinung sein, daß Godwie-Castle nicht so gelungen wie St. Roche ist; aber, da ich so unglücklich bin, es nicht selbst zeichnen zu können, muß ich schon mit dieser theilweisen Ausführung zufrieden sein!

Bis zur letzten Woche war ich sehr fleißig, aber seit acht Tagen bin ich wieder leidender; das Schreiben ist mir verboten worden, und meine eigene Abspannung willigt nur zu geneigt ein. Dessenungeachtet bin ich mit dem, was ich besaß, bis zum letzten Drittheil des zweiten Bandes vorgedrungen; Gott gebe seinen Segen! Jetzt, glaube ich, wird das Ganze „Thomas Thyrnau“

heißen, doch weiß ich es noch nicht gewiß; wir wollen es daher für uns behalten!

Gestern Abend ist meine geliebte Prinzeß zurückgekommen; mir ist schon wohler, wenn ich nur weiß, sie ist wieder da.

Berlin, den 20. Dezember 1841.

III.

(Leiden der Berühmtheit. Ein Urtheil über die Romane der Gräfin Hahn-Hahn. Geist ohne Gesinnung und daher ohne Sittlichkeit.)

Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahr, wofür ich Ihnen herzlichen Dank sage, erwiedere ich mit wahrem Antheil! Gesund am Körper sind Sie jetzt, ich wünsche Ihnen also ein muthiges Herz, ein Herz, welches die Hindernisse zu seinem Glücke zu besiegen beschließt und recht bald den Kampf beginnt und vollendet!

Gleich nach Weihnachten mußte ich wieder zehn Tage zu Bett liegen, und obwohl ich jetzt auf bin und gelegentlich ausfahre, leide ich doch oft so heftige Schmerzen, daß ich wohl fühle, mein Uebel würde bei der kleinsten Vernachläßigung zu der früheren Höhe steigen, ja vielleicht wird es mit dieser Vorsicht noch wachsen.

Meine Arbeit hat dann auch geruht, denn diese Schmerzen befangen den ganzen Zustand! Dennoch hoffe ich jetzt noch wieder anfangen zu können.

Gestern bekam ich einen Brief aus Hamburg, worin mir mitgetheilt ward, Gutzkow schriebe drei weibliche Portraits; das der Prinzeß von Sachsen, das Meinige und das einer dritten Dame, deren Name mir nicht genannt ward, aber mit starken Ausdrücken bezeichnet ward. Dieser Brief erklärte sich mit großer Heftigkeit gegen ein solches Unternehmen, fand besonders die Gesellschaft jener Ungenannten ungeziemend für mich, und verrieth Pläne, dagegen aufzutreten. Ich sollte nun Nachricht geben, ob mich Gutzkow kenne. So wahrhaft unangenehm mir dies Unternehmen wäre, bin ich doch mehr beschwichtigend eingeschritten. Wenn ein Protest gegen das Unternehmen nicht in sehr würdiger Haltung abgefaßt ist, würde ich durch ein Gezänk, was entstehen könnte, immer tiefer verletzt werden. Ich bat, mir den Namen der dritten Dame zu nennen, versicherte, von Herrn Gutzkow nicht gekannt zu sein, frug an, ob die beiden Portraits zu Gunsten dieser dritten Ungenannten etwa Pasquills sein sollten, was mir aus dem großen Zorn hervorzugehen schien, und erwarte nun die Antwort, hoffend, durch meine Vorstellungen eine ruhigere Beobachtung bewirkt zu haben. Die Antwort theile ich Ihnen mit, doch for=

schen Sie Ihrerseits ein wenig, verschweigen Sie aber, daß ich Ihnen dies mittheilte.

In dem Fall, daß Gutzkow dies wirklich thut, möchte ich an Laube schreiben, ihm das alleinige Recht zugestehen, eine solche Skizze von mir zu entwerfen und dabei jetzt gleich öffentlich zu erklären, daß er allein mit dem Material dazu und meiner Erlaubniß ausgestattet worden sei und zur gelegenen Zeit damit hervortreten werde. Darin läge ein Negiren des Gutzkow'schen. Dies Ereigniß stellt heraus, was ich mir noch immer verleugnete, in der dünkelvollen Hoffnung, man werde mich nicht öffentlicher machen, als ich es selbst wollte, nämlich: daß es klüger gewesen wäre, in Laube's geschickte Hände damals die Concession zu dieser Skizze zu geben, als sie jetzt gewaltsam gegen meinen Willen in vielleicht böswilliger Form erscheinen zu sehen.

Wäre die Prinzeß Amalie nicht in Italien, würde ich ihr schreiben; sie hätte es sich vielleicht verbitten lassen können, und für mich mit.

Von den Sachen der Gräfin Hahn=Hahn habe ich Mehreres gelesen, auch Faustine. Sie fordern mein Urtheil; wissen Sie es nicht schon?

Das sind für mich liederliche Bücher! Gewiß hat sie Geist, aber keine Gesinnung! Erfahrung, Beobachtung auf dem schmutzigsten Terrain; Redefluß und Gewandtheit des Stils, aber Halbheit der Gedanken, halbe

Wahrheiten, halbe Anschauungen! Sie ist das Produkt der traurigsten Richtung unserer Zeit; von einer selbst bereiteten schiefen Stellung aus sieht sie das ganze Leben so verschoben, daß ihr nichts wie der Ueberdruß bleibt und die ironisirende Herbigkeit, mit der sie alle Zustände zubereitet, daß sie ihr dann unterliegen müssen. Sie hat kein ästhetisches Bedürfniß, kein religiöses, kein sittliches — darum sucht sie es in der ganzen Welt zu negiren, sie möchte der deutsche George Sand sein und versucht wenigstens ihre Schriften und ihre Person unserm Geschlechte unzugänglich zu machen. Bei Vittoria Accorombona mußte man mir hinterher erst sagen, daß es Ungeziemendes enthielte; diese grobe Sinnlichkeit war an mir abgeglitten, ohne sich in mein Verständniß einzuschleichen; bei den Büchern der Hahn-Hahn fühle ich es gleich und trage den Ekel bei mir, so lange ich dabei bleibe. Es ist bei ihr keine Naturerscheinung, die ihre Unschuld und Geltung haben kann; es ist bei ihr eine brutale Anerkennung der Ausartung, wie sie die Seele beschmutzt — und bei einer Frau welche unnatürliche Bravade!

Ich halte ihre Bücher für gefährlich; es ist ein wildes Wasser, das schillernd dahersprudelt, zerrissene Blumen, leere Muscheln und Steine, vom Getriebe polirt, mit sich führt und die Aufmerksamkeit fesselt, aber den Boden aushöhlt und nicht geleitet werden kann,

um zu einem reinen Spiegel zu werden. Sie nimmt immer einen ungeheuren Anlauf, aber darum nenne ich ihre Bücher auch liederlich, weil sie nachher sich wenig um die Entwickelung bekümmert und fast mit Ueberdruß Alles werden läßt, wie es will; dabei müssen ihr, trotz des Mangels aller Veranlassung, die Menschen thun, was sie sich vorgesetzt hatte, obwol es später fast unmöglich ist durch die liederliche Vernachlässigung der Arbeit.

Ich bin Ihnen wohl nicht zu streng; doch bitte ich, behalten Sie es für sich, ich könnte leicht verkannt werden; das wird nicht Ihr Fall sein, darum schrieb ich es nieder, wie ich es meine. Mündlich bin ich zurückhaltend darüber; schriebe ich nicht selbst, würde ich mich deutlicher erklären; aber gestehen Sie es: Viele würden blos das Urtheil der Schriftstellerin darin erkennen.

Berlin, den 17. Januar 1842.

IV.

(Urtheil über den Charakter des neuen Romans. Tieck. Eine Bemerkung über Mundt's: Th. Münzer.)

Ich verlasse mich immer darauf, daß wenn ich Ihnen endlich sagen kann: ich schreibe! Sie mir gern die Unterlassung einer Antwort verzeihen.

Ich war doch nur so krank, daß ich nicht am Schreiben verhindert ward; auf dies Maß kommt es aber an; werden die Schmerzen zu stark, dann zerstreuen sie mich oder ermüden mich zu sehr. In der letzten Zeit ließen sie sich bändigen, sie gingen gezähmt nebenher.

Das Buch in seiner Entstehung macht einen sonderbaren Eindruck auf mich. Ich möchte sagen, es ist ein schweres Buch, es ist spröde und verlangt mich immer ganz; ich sehne mich oft darüber hinaus, nach Waldesgrün, nach Träumen, nach Poesie! Ich baue diesmal mit Steinen; mich friert dabei. Gewiß ist es, daß ich immer das wenigste Urtheil darüber habe; das zeigt alle frühere Erfahrung!

Das aber glaube ich: es wird ein tüchtiges Portrait von Maria Theresia, und es kommt viel mehr von ihr darin vor, als ich anfänglich dachte.

Daß Tieck meiner freundlich gedachte, freut mich; ich muß auch sagen, daß mir sehr wohl mit ihm war, und ich freute mich, daß ich ihn nur lieber bekam, just wo ich wußte, sein Urtheil sei mir nicht günstig gewesen.

Immer schon hatte ich das an mir wahrgenommen, daß die Person sich gar nicht dadurch für mich veränderte, ob sie mich tadle oder lobe; aber immer nehme ich es wieder gern wahr!

Ich bin jetzt bei der wichtigsten Partie des Buches; danach werde ich erst bestimmen, ob es Thomas Thyr=

nau heißen soll. Angenehm ist es mir nicht, daß Mundt eben einen Thomas Münzer herausgegeben hat; aber das Buch ist sehr bedeutend; lesen Sie es ja, wenn es noch nicht geschehen ist; der Anfang wie poetisch, dann die Geschichte so gewaltig aufgefaßt; was ich am meisten bewundere, ist die reine Objectivität.

Ich habe den größten Respekt vor Mundt bekommen.

Berlin, den 11. März 1842.

V.

(Der Titel des neuen Romans. Das Bild Maria Theresias. Ein Besuch Laubes.)

Jetzt rechne ich mit Sicherheit darauf, daß Ihnen mein sparsames Schreiben nicht mehr auffallend ist und Sie es sich gefallen lassen, um des Hindernisses willen.

Ich mußte durchaus mit dem dritten Theil erst auf einen gewissen Punkt gekommen sein, ehe ich die Feder zu etwas Anderem gebrauchen konnte.

Dieser Moment war in der vorigen Woche erreicht, ich habe das Buch danach „Thomas Thyrnau" getauft und wollte Ihnen das gleich schreiben; aber noch dringender stellte sich die Arbeit heraus, die Veränderungen im zweiten Theil vorzunehmen, die erst mit Beendigung des vorerwähnten Momentes im dritten Theil vollständig

auszuführen waren; da ich nun bis dahin das Fortsetzen der Abschrift aufhalten mußte, drängte diese Arbeit die brieflichen Mittheilungen wieder zurück.

Bis auf wenige Bogen bin ich auch mit dieser Arbeit fertig und glaube nun um so eher mir das Vergnügen dieses Briefes erlauben zu dürfen, als gestern Ihre zweite so erfreuliche Sendung es mir doppelt wünschenswerth machte, Ihnen auf Alles, was Sie auch interessirt, zu antworten.

Ihrem Vorschlag, Ihnen zum Druck die Theile des Thomas Thyrnau, wie sie fertig werden, zu senden, widerstrebt viel in mir, obwohl ich es Ihnen noch nicht abschlagen will. Es ist etwas gegen meine Gewissenhaftigkeit! es hat etwas Uebermüthiges, Gewagtes, und weniger wie St. Roche und Godwie-Castle berechtigt mich dies wunderliche Buch dazu, vor dem ich so oft verschüchtert inne halte, nicht recht wissend, wohin es wollen wird!

Es ist plötzlich Etwas emporgestiegen, was einen Rückblick nöthig macht und zweimal schon im ersten und zweiten Theil eine Correktur veranlaßte. Denken Sie, wenn ähnliche Erfahrungen sich bis zu Ende des Buches wiederholten und die Presse mir dann meine Gewalt über das Ganze entzöge! Welche Vorwürfe würde ich mir machen, und wie würde mich das um meine ganze Selbstbefriedigung bringen, mit der — ich leugne es

nicht — ich immer anfangen muß, um die Ruhe der Seele zu behalten, die mich gegen das Verhältniß zum Publikum später sichert.

Dies voran gesendet mit der Offenheit, die Sie sicher nicht mißverstehen, will ich doch Ihren Wunsch behalten und damit ein leises Drängen bewirken, so daß vielleicht sich doch etwas Förderndes ergiebt. Z. B. dachte ich Ihnen vielleicht recht bald den ersten Theil zur Korrektur an den unbekannten Gehilfen zu senden, dessen Beistand ich nicht entbehren will, obwohl wir oft verschiedener Meinung sind, was unser gutes Verständniß nicht aufgehoben hat.

Wenn er den ganzen ersten Theil durchgesehen hat, senden Sie ihn zurück; dann schicke ich den zweiten, und so fort. Vielleicht lesen Sie ihn dann, und dies ist mein Wunsch und auch wieder nicht; ich möchte, Sie läsen es in einem Guß; ich erinnere mich auch, daß Sie selbst erklärten, jedes Buch lieber gedruckt lesen zu mögen; und doch würde mir Ihr Urtheil so viel sein! — Ich kann Ihnen sagen, daß seit einiger Zeit, wo das Ganze sich innerlich mehr befriedigt und schon die Nothwendigkeit der Anlagen, die oft gegen meine Neigung ihr Recht forderten, sich beweist, ein wärmeres Verhältniß zu dem Ganzen in mir entsteht; und noch mehr gestehe ich Ihnen, ich denke, es dürfte eben so gut Maria Theresia heißen; denn der habe ich, weiß Gott! mein Herzblut eingeflößt!

Wegen Thomas Münzer war ich überdies mit meinem so ähnlichen Titel „Thomas Thyrnau" ganz verlegen, aber der alte Thomas Thyrnau ist werth, daß ich es nach ihm nenne, und unmöglich konnte ich ihm auch nur den Vornamen ändern; ich glaube, er wäre mir erschienen. Scheint es Ihnen aber auch bedenklich, so schreiben Sie es mir doch, wir wollen es dann in Ueberlegung nehmen. Maria Theresia will ich es aber doch nicht nennen, trotz meiner obigen Aeußerung.

Ich komme auf eine Vergleichung, die man aus Anlaß der ähnlich lautenden Titel zweier Romane zwischen Mundt und mir angestellt hat.

Wenn es wahr sein kann, daß Mundt meine Gegenstände nicht glücklicher behandeln würde, als ich, würde ich dagegen im Stande sein, ein so energisches Volksleben darzustellen, als es Mundt gethan?

Wer das Feld, welches er wählt, glücklich beherrscht, hat dem sich gleichgestellt, der das auch that, wenn auch Beide in verschiedenen Gegenden lagen.

Man sagte mir letzthin, daß in den höheren Kreisen Wiens ein großer Antheil für dies neue Buch erregt sei, da sich das Gerücht bereits verbreitet habe, es enthalte viel von Maria Theresia. Ich kann mir sehr wohl denken, daß dies durch Gräfin Esterhazi entstanden ist, die große Zuneigung zu mir in Warmbrunn faßte und die ich ein wenig über Notizen ausforschte.

Sie schwärmte für den Gedanken, etwas von dieser Kaiserin lesen zu können. Sie haben freilich wenig genug von ihr und stecken doch Alle voll naiver, süddeutscher Neugier!

Laube brachte mir gestern Morgen seine Frau; es war eine interessante Stunde! Sie gefielen mir Beide sehr wohl. Seine Art und Weise mit mir würde Sie durchaus befriedigt haben; sie hatte etwas Edles, Zutrauungsvolles, fast Ehrerbietiges! Er hat eine geistvolle Art zu fragen, zu hören; er regte mich an, ich fühlte das Verständniß eines bedeutenden Geistes. Sein Aeußeres kennen Sie; aber er hat Etwas, was mir so wesentlich ist — er hat ein herrliches Organ!

Gewiß ist seine liebenswürdige, feine Frau, die geistvoll und gut erscheint, seine Retterin geworden; ich muß gut von ihm denken, das hat er gewiß gefühlt, und es trat das, was ich annehmen mußte, desto leichter hervor. Ich habe ein Bedürfniß, das Gute anzunehmen; sonderbar, daß ich, und mein Bruder auch, immer zu den guten Seiten der Menschen gelangen; das bestärkt meinen Glauben, daß wir das Herz anrufen müssen; selten bleibt dann die Antwort aus; sollte es auch mit einem kleinen Schreck erst erwachen müssen, es ist oft desto frischer!

Er hat mir ein schönes Zeugniß gegeben. St. Roche ist ihm noch lieber als Godwie-Castle; um es schreiben

zu können, sagte er, dazu gehöre eine so seltene Vereinigung von Eigenschaften, daß er sie für unmöglich gehalten haben würde. Noch viel sehr Ehrenvolles fügte er hinzu, ich kann aber doch nicht Alles schreiben. Zuletzt frug er nach Maria Nadasti, — Sie hatten ihm davon gesagt; — endlich bat er mich darum, um sie mit nach Muskau zum Fürsten Pückler nehmen und sie ihm mittheilen zu dürfen (sie gingen dahin); das habe ich unter der Bedingung erlaubt, daß er mir offen und ehrlich seine Meinung schreibt und auch die des Fürsten! Beides freut mich! Der Besuch machte mich recht heiter.

Monaldeschi sah ich noch nicht und las ihn auch nicht; er ist hier schlecht gegeben worden, das hatte Laube verstimmt.

Berlin, den 10. April 1842.

VI.

(Ueber Umfang und Druck des neuen Romans.)

Sie, mein erstes Publikum, haben mir durch Ihre Freude, durch Ihre Theilnahme großes Vergnügen gemacht.

Wie lesen Sie, wie verstehen Sie! Es ist eine der größten Befriedigungen, einem so gebildeten, so wohl-

wollenden Urtheil gegenüber zu stehen, vor ihm zuerst das geheimnißvolle Schaffen dieses inneren Triebes zu entfalten. Haben Sie Dank, herzlichen Dank! daß Sie es mir zugleich so geistvoll und belebt aussprechen.

Ihre Meinung über die Ausdehnung des Buches bis zum vierten Theil ist oft meine eigene gewesen; jetzt glaube ich es nicht mehr, obwohl der Stoff sich noch nicht erschöpft zeigt zur Mitte des dritten Theils. Ich fand die Aeußerung von Ihnen sehr liebenswürdig, wär' ich nur erst zurück und schriebe weiter!

Auch daß Sie gleich mit dem Druck beginnen wollen, erschreckt mich etwas; schreiben Sie mir doch darüber ein Paar Worte, denn es sieht Ihnen doch gar nicht ähnlich, daß Sie die beiden ersten Theile früher ausgeben wollen; ich erkenne es als einen Nachtheil für den Eindruck, aber wahrscheinlich glauben Sie, ich komme dagegen so weit, daß die Arbeit dann ohne Störung blos fortgesetzt wird, und ich hoffe das auch.

Möchte Ihre gütige Ankündigung doch Wahrheit werden! Wie ich den Titel gedruckt las, ward ich ganz roth vor Schreck; es ist so wunderlich dieser erste Schritt der Emancipation, wenn das Buch so vor uns steht mit seinen eigenen Namen, seinem Schicksal verfallen, von uns selbst losgelöst.

Es freute mich auch, daß Sie meinen, ich hätte die Klosterscene irgend woher entlehnt, da ich sie doch bloß

erfunden habe; auch was Sie über die ganz andere Gestaltung des deutschen Hofes sagen, ist so fein bemerkt, und so richtig!

Berlin, den 19. Juni 1842.

VII.

(Badeleben. Schlesische Freundlichkeit. Briefwechsel mit Braniß. Demüthige Ergebung in den Willen Gottes.)

Es hat recht an meinem Gewissen gerührt, daß ich Ihnen auf die letzten Zeichen Ihrer immer gleichen liebenswürdigen Güte gegen mich nicht so, wie ich es wünschte und vor hatte, in der ersten Stunde geantwortet.

Ich will mein Unrecht nicht durch eine leere Entschuldigung vergrößern, ich denke immer, die Nachsicht des Anderen wird leichter erreicht, und lieber gewährt als freie Gabe, denn als eine halb und halb uns zukommende Verbindlichkeit; nur daß will ich sagen, daß es nur die gewöhnlichen, kleinen, dummen Abhaltungen waren, und diesmal nicht meiner Gesundheit, wie niemals meinen Gesinnungen, daran Antheil zuzuschreiben ist.

Bei aller Zurückhaltung ist der liebenswürdigen schlesischen Güte, die mich ganz bezaubert, doch nicht

immer zu widerstehn, und sie schreitet dann in die ohnedies schwere Tageseintheilung eines Badelebens ein; vorzüglich raubt mir aber ein ausführliches Tagebuch an meinen Bruder, dem ich wöchentlich zwölf bis sechszehn Seiten einschicke, die übrige Zeit und macht mich schreibemüde.

Diesmal nehme ich auch die Douche, und bin seit deren Gebrauch etwas leidender wegen erregter Schmerzen. Möge doch Gott mir seinen Segen geben, daß ich mit frischen Kräften zurückkehre und dann das Ende von Thomas Thyrnau, wie es vor meiner Seele steht, niederschreiben kann!

Gegen Anfang August kehrt mein lieber Bruder hier ein, das ist der Sonnenstrahl, auf den ich warte; ohne ihn ist es grauer Himmel und ich fröstle.

Vielen herzlichen Dank für Ihre schöne Sendung. Es rührte mich so, daß Sie daran gedacht hatten, mich hier gleich zu erfreuen. Wann werde ich aber zum Lesen kommen? Dennoch fing ich gleich das Werk von Braniß an (Geschichte der Philosophie); aber ist ein Lesen, wie es hier allein möglich ist, abgebrochen, zerstreut, oder in großer Abspannung, einem solchen Werke gegenüber erlaubt? Schon dies Wenige hat mich durch seine Verständlichkeit und Klarheit angesprochen, und ich habe mir vorgenommen, wenn Thomas Thyrnau erst vollendet in Ihre Hände übergegangen ist, dann diese Lectüre

als meine Beschäftigung in die ersten Reihen treten zu lassen! —

Sie wissen jetzt, daß dieser ausgezeichnete Mann, dieser Braniß, mir geschrieben hat — und wie! — Sie werden nun sein Urtheil kennen! Vielleicht ließ er Sie seinen herrlichen Brief lesen. Welch eine mächtige, geistige Anregung! welch Verständniß entwickelnd, welche Glückseligkeit gebend! Ich habe ihm gleich, im selben Augenblick geantwortet; Sie werden das Alles wissen; ich mußte immer vorzüglich an Sie denken, wie Sie es mir gönnen, wie Sie sich freuen würden. Wie oft ich den Brief schon gelesen, weiß ich gar nicht; nur eine Stelle verstehe ich nicht ganz, und wie regt so Etwas den Wunsch einer weiteren, dauernden Verbindung an!

Sie glauben nicht, wie mich die ersten gedruckten Bogen von Thomas Thyrnau, die ich vorgestern Abend empfing, bewegten. Der Rubicon ist überschritten! welch ein tiefes Nachdenken bewegt mich dann! Bald ist es verbreitet, und sein Einfluß und sein Schicksal nicht mehr aufzuhalten.

Es ist so viel, was Sie, was Braniß und die Wenigen, die es kennen, mir sagen; lassen Sie mich aber gestehen, es hälfe mir Alles nichts, wenn ich nicht durch Gottes Willen ein stilles, ruhiges Verhältniß zu dem Werke hätte, eine Begründung in Gottes Willen, so daß mir diese Schöpfung wieder als ein unergründ=

liches Geheimniß entgegentritt, welchem ich demüthig zuschaue, bei dem Gedanken, daß ich es gerade bin, die dazu auserſehen war! — Mein ganzes Leben erscheint mir nun wie eine Vorbereitung zu diesem Werke; ich verstehe Alles, meine Schmerzen, mein Glück, und es scheint mir die höchste Staffel seiner Gnade, daß ich zu diesem Verständniß gelange.

Warmbrunn, den 28. Juli 1842.

VIII.

(Die Aufregung, welche die Ankündigung des neuen Romans hervorgerufen hat. Persönliche Bekanntschaft mit Braniß und Graf Dyhrn.)

Mein erstes Geschäft hier in Berlin, wohin ich seit dem 18. August zurückgekehrt bin, ist das Collationiren des indessen abgeschriebenen, noch restirenden dritten Theils gewesen, welchen ich Ihnen nun heute zur Durchsicht an den Korrektor, und zu Ihrer und des verehrten Dr. Braniß Ansicht übersende.

Zum Troste will ich hinzufügen, daß ich gleichzeitig den Anfang gemacht habe, das Manuscript fortzuführen, und mich ihm gegenüber wieder in erwünschter Ruhe fühle, unberührt von Drucken, Ankündigen, Fragen und Erwarten, als ob es bloß eine Handarbeit zu meinem Vergnügen wäre!

Und das ist mir um so erwünschter, da Sie kaum eine Idee haben von der Aufregung, mit der das Buch erwartet wird, so daß mich zu Anfang eine Art Grauen befiel vor der Unruhe, die damit herandrang, und ein ängstliches Beschauen meiner selbst, wie ich es doch machen würde, um das Alles hinter mir zu lassen!

Daß Sie Beide nun diesmal das Manuscript lesen — ich meine Sie und Braniß — ist auch eine wahre Fügung. Sie sind Beide günstig dafür gesinnt und das hält den sonst vielleicht, und gerade um der allgemeinen Erwartung gesteigerten Zweifel gebannt, giebt eine mäßige Ruhe, und läßt mich sogar oft von Hoffnung oder Freude bewegt werden. Lieber Freund! was werden wir doch erleben? Es wird eine recht interessante Zeit sein!

Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich Ihnen nicht schreiben, was ich Prof. Braniß gern selbst sagen wollte; er theilt es Ihnen wohl mit. Seine persönliche Bekanntschaft war mir unschätzbar!

Ihre Frage, wie es mir geht, die ich voraussetze, werde ich mit den Worten der Prinzessin aus dem Tasso beantworten: ich bin gesund, d. h. ich bin nicht krank!

Ueber Graf Dyhrn schreibe ich Ihnen ein ander mal mehr. Er ist viel zu bedeutend, um nach flüchtiger Bekanntschaft mit ihm abschließen zu wollen; seine gefühlvolle Gutmüthigkeit, die unter den Blitzen von Witz und

Humor als Grundton liegt, ist mir sehr anziehend gewesen, aber mit dem Witz benehme ich mich stets schlecht, ich habe ihn selbst gar nicht.

Leben Sie heut wohl! und schreiben Sie mir recht bald, wenn Sie gelesen haben.

Berlin, den 1. September 1842.

IX.

(Selbst-Kritik und Rechtfertigung.)

In wie guten Händen bin ich! Das war mein erstes freudiges Gefühl, als ich Ihren Brief durchlesen!

In Ihnen dies schöne, feste Vertrauen, in meinem edlen, neuen Freunde Braniß dies rührende Mißtrauen, diese wahrhafte Theilnahme, die bis zur Sorge steigt!

Ich hätte auf der Stelle Ihnen beiden schreiben mögen; mein Hang zur Geschäftsordnung siegte aber, besonders da die Nacht dazwischen lag, und ich sah nun erst das Manuscript durch, um Alles recht schnell zurück in Ihre Hände zu liefern.

Ihnen Beiden also danke ich aufs Tiefstempfundenste, und nun will ich offen und redlich, wie ich es solchem Antheil schuldig bin, antworten. — Möchte es Ihr wohlwollendes Mißtrauen beruhigen und Ihr eben so wohlwollendes Vertrauen stützen!

Als ich Ihren Brief weglegte, empfand ich auch nicht die geringste Beunruhigung oder Kränkung.

So geht es mir, so rieselt das Lob oft von mir ab, wie von einer gefrorenen Fläche; so ruhig läßt mich der Einwand, wenn ich eine andere Beruhigung in mir trage!

Ich stehe jetzt vor Thomas Thyrnau, wie der Landmann vor einem Felde, das er mit Fleiß bearbeitet hat und von dem er nun erntet! Kein Zweifel ist in mir, daß ich, so wie ich angefangen, mit der Sense vordringend, den letzten Halm einbringen werde!

Der ganze Inhalt des Buches, alle diese Menschen, die nun zu selbstständiger Gewalt gelangt sind, stehen auf das Innigste mit mir befreundet da. Sie fordern von mir die Erledigung ihrer Angelegenheiten, und durchdrungen von der Pflicht, ihren Ansprüchen gerecht zu werden, fühle ich eine mein tiefstes Leben durchdringende Thätigkeit und Freude in mir, und wo ich mich hinwende, und mögen die Schwierigkeiten noch so hoch aufgeschichtet liegen; es fließt mir die Kraft zu des Angreifens und Ebnens! —

Natürlich lebe ich von einem gewissen Moment an, der jetzt bald eintreten wird, nicht mehr Tag um Tag, Jahr um Jahr mit ihnen, aber dessen freue ich mich auch; ich werde dann die Erzählung dahin gebracht haben, daß Jeder das Buch selber fertig schreiben könnte.

Dies wird, oder vielmehr, dies fängt bereits an, und mein beständig nach Consequenz schmachtender Geist badet sich in der Luft, allen Zuständen von Innen heraus zu ihrem Recht zu verhelfen.

Dies Ende, welches in goldener Kapsel verschlossen vor mir lag, deren Inhalt ich nur ahnte, ist nun geöffnet, und ich fühle, ich habe den Inhalt schon im Thurmzimmer der Kaiserin bei der ersten Audienz mit Kaunitz gewußt.

O! lassen Sie mir meinen Karlstein unangerührt, meine liebe Sabbath=Ruhe; wie war ich so glücklich dabei! Wie nöthig wird diese Situation, da sie so recht eigentlich das feine, wichtige Gemüthsleben meiner Hauptpersonen enthüllt, diese ungeheure Gewalt des Lebens, deren Einfluß die Menschen durch tägliches Beisammensein in ländlicher Schönheit und Ruhe erfahren. Wie hätte den edelsten Naturen Lacy, Claudia und Magda Gefahr bereitet werden können, wie hätte denn der Erbprinz und Therese sich besser, natürlicher finden sollen, wie hätte Thyrnau seinen männlichfesten, humoristischen Charakter besser fortsetzen können, da ihm billig nicht mehr Schicksale aufzubürden waren und ich in der Regel auch zu stolz bin gegen drastische Effekte, da das, was hochgebildete Menschen in dem leisen, unscheinbareren Gange des Lebens erfahren, dasselbe bewirkt, und um so ergreifender! Diese poetische Ruhe war mir und

allen meinen Wesen nöthig; aber sie war zugleich das Sommerleben meiner Zustände, die sie im Sonnenschein und in heiterer Luft ihrer Zeitigung entgegenführte!

O! wie vertheidige ich mich so keck! Aber was kann ich dafür! Das quillt mir hervor, wie auf höher Geheiß! Ja, ich möchte es Ihnen gestehen: die Geister sind herauf beschworen, sie haben Leben und selbstständiges Bewußtsein bekommen; es ist mir, als sagte mir Thomas Thyrnau selbst: „sei ruhig! ich werde Dir schon weiter sagen, wie es kommen muß!"

Was ist in dieser Zeit schon wieder absolvirt; wie wächst es täglich!

Seit der letzten Zeit schreibe ich alle Tage einen halben Druckbogen. Nächstens bekommen Sie wieder mehr geschickt! Um 9 Uhr gehe ich zu Bett, um 6 Uhr stehe ich wieder auf; alles Andere wird zurückgewiesen!

Berlin, den 14. September 1842.

X.

(Beendigung des Manuscripts.)

Montag den 3. oder spätestens den 4. sende ich das Ende ab. Den 28. September schrieb ich das verhängnißvolle Wörtchen von vier Buchstaben unter das Manuscript (Ende).

Nun ist es vollbracht! Mir ist es immer, als sähe ich den lieben Gott an, und müßte sagen: es ist ja Deine Sache so gut wie meine!

Daß mir der Trost fehlen muß, jetzt durch Ihr und Braniß Urtheil eine Richtung meiner Ansicht zu bekommen, ist fast hart! Wenn ich noch Zeit habe, richt' ich heut noch einige Zeilen an Letzteren.

Der Berliner Kalender enthält einige ganz unbedeutende Briefe während meines Aufenthalts am Rhein.

Ich habe nichts wieder davon gehört; mein Beitrag ist jedenfalls ganz unbedeutend, man wollte es nicht anders; ich sagte es ihnen vorher, daß ich mich nicht könnte stören lassen. Ich war ja mitten im Thomas Thyrnau drinn!

Berlin, den 1. Oktober 1842.

XI.

(Zartgefühl und Humor.)

Wissen Sie wohl, daß mich Ihr Freund Dyhrn nachträglich kränkt? Verrathen Sie ihm nicht meine Beschwerde, aber da Sie sein Freund sind — leiden Sie es nicht!

In Warmbrunn hatte ich lange mit ihm gestritten; er griff aber unser Staatsleben, unsere gesammten Zustände so hartnäckig an, daß mir plötzlich die Thränen aus den Augen stürzten und ich ihm gestand, es kränke mich unendlich tief.

Dessen ungeachtet lachte ich selbst über meine Thränen, und er benahm sich so gutmüthig dabei, daß wir ganz ruhig und versöhnt aus einander gingen; ich ließ mir aber die Hand von ihm geben, daß er nicht davon sprechen wollte.

Jetzt höre ich jedoch, daß er diese Geschichte, zu einem sehr lustigen Scherz umgestaltet, erzählt und mein weibliches Zartgefühl dabei wenig schont. Freilich wird, wer mich kennt, nicht glauben, daß ich meine Haltung dermaßen verlieren könne, um einem Manne zu einer Scene mit mir Veranlassung zu geben; aber schon der Gedanke daran empört mich. Er erzählt nämlich: „er habe Hilfe rufen müssen," und übertreibt so eine sehr unbedeutende Erschütterung einer Frau, die ihm vielleicht auch in dieser Bewegung noch hätte Achtung einflößen sollen, auf eine Weise, die zwar Jedem unwahrscheinlich sein wird, der mich kennt, aber bei Fremden ein recht unschickliches Ridicul auf mich bringt!

Ich weiß, daß Sie mich bereits hinreichend kennen und achten, um dies Verfahren zu mißbilligen, und ich lege daher in Ihre Hände, was Sie zweckmäßig halten,

dagegen zu thun; aber verflechten Sie mich nicht weiter hinein!

Der Humor ist eine gefährliche Eigenschaft, weil er dem Zartgefühl bei aller Güte und allem Verstande zuletzt Abbruch thut.

Berlin, im Oktober 1842.

XII.

(Was an Kunstwerken am Meisten geschätzt werden soll. Stimmung der Verfasserin dem vollendeten Roman gegenüber.)

Wenn ich an der Aufschrift erkenne, daß der Brief von Ihnen ist, habe ich jedesmal das Gefühl, als ob ein lieber Freund in die Thür einträte und mir gewiß wäre, von ihm nur befriedigende Nachrichten hören zu können!

Wie sehr war dies auch diesmal der Fall, und mit welcher Spannung sehe ich nun der Beendigung Ihrer Lectüre entgegen.

Es sagte mir kürzlich Jemand, an meinem Urtheil über Werke wäre wahrzunehmen, wie nur die Einheit des Ganzen, die Consequenz in der Composition meinen Beifall fände.

Ich mußte gestehen, daß dies richtig ist; ich muß sagen, daß es die geheime Sehnsucht für meine eigenen

Werke ist, der ich mit allen Kräften entgegenringe. Dies ward mir zugestanden, und mit vielem Lobe.

Daher bin ich nicht eher ruhig, als bis das Ganze von Thomas Thyrnau in Sie übergegangen ist! Sie finden immer das heraus und es berührt Sie selbst lebhafter, was mir und dem kleinen Kreise bewährter Freunde auch lieb war oder ansprechend!

Mir stehn am Nächsten die beiden Fräulein K...., die Sie schon kennen, die sich meine mütterliche Liebe gefallen lassen und der alten Frau das Glück von Kindern geben. Sie waren gestern bei mir, und wenn dann ein Brief von Ihnen kommt, ist immer Freude, und der gestrige erregte nun besonderen Triumph, da Sie immer das erwähnen, was auch den lieben Kindern am Gelungensten scheint! Sie werden nun im zweiten Theil noch manchen Stoßseufzer herausfühlen, den mir die Zeit erpreßt und den ich nicht unrichtig der Maria Theresien-Zeit unterlegen durfte, da sie ebenfalls an die Spitze der Zustände trat und nicht verstanden ward, weil sie in das gewohnte Räderwerk eingriff, und dieselbe Ursache zu allen Zeiten bei denselben Ständen dieselbe Opposition erregt hat.

Ich mußte lachen, als ich Ihre Vertheidigung des guten Grafen Conrad Dyhrn las, denn mein Unmuth hat kein langes Leben in mir; sollten wir wohl nicht Alle alt genug sein, um zu wissen, daß man eine Sache

nicht mehr verschweigt, die man mindestens vier Personen mittheilt? Lassen wir das jetzt! ich bin keine Prüde, sondern habe ein etwas stolzes, weibliches Vertrauen, daß mir im Umgange mit Männern nichts Ungehöriges begegnen könne. Als ich sechszehn Jahr alt war, sagten meine jungen Freunde immer von mir, ich ginge auf dem Cothurn; etwas, glaube ich, ist der fünfzigjährigen Frau davon noch geblieben, und eine Scene mit einem Manne, wobei ich mich so müßte vergessen haben, daß diesem angst und bange ward, gestehen Sie — es hat Etwas, was ein falsches Licht auf mich wirft.

Sie glauben nicht, wie groß die Spannung hier in Berlin auf Thomas Thyrnau ist; selbst den König darf ich nicht ausschließen — und meine Freunde glauben alle Ehre für mich so sicher zu haben, daß ich mich entsetze. — Meine eigene Stimmung ist so unbeschreiblich ruhig, daß ich hoffe, sie bleibt so; stumm und träumerisch stehe ich wie gewöhnlich vor dem vollendeten Werke und weiß nicht, was darin steht, wie es zusammenhängt, ob ich oder ein Anderer es geschrieben!

So war es bei St. Roche auch; das wird wohl hinzugehören! Ich bitte nur Gott, daß er mich nicht weltlich verstricken läßt, daß nicht der unwürdige Aerger oder eine Kränkung Gewalt über mich bekomme; ich möchte gern still bleiben, damit die Freude Platz hätte,

die nicht Hochmuth, nicht Dünkel ist, die darum Freude ist, weil sie nichts Höheres in uns angreift.

Warten wir es ab; wir müssen lernen bis zum Grabe; auch hierbei werde ich meine Aufgabe bekommen; Gott wolle, daß ich sie verstehe und löse!

Berlin, den 24. Oktober 1842.

XIII.

(Die Aufnahme des neuen Romans. Eine Aeußerung des Königs. Leiden der Berühmtheit.)

Auf einen so lieben bedeutenden Brief konnten Sie wohl früher eine Antwort erwarten, besonders da ich seitdem den zweiten, und damit auch zwei bedeutende Recensionen von Fremden, erhalten habe. Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich meine sämmtliche Correspondenz so vernachlässigt hatte, daß ich jetzt einige vierzig Briefe geschrieben habe, so werden Sie vielleicht mit meinem Fehler etwas nachsichtig, und begreifen die eintretende Abspannung, in der ich Ihnen am Wenigsten eine Antwort schreiben mochte.

Alles, was Sie mir über Thomas Thyrnau geschrieben haben, trifft meiner Empfindung nach das Haupt=

sächliche; was mir am Liebsten war, ist es Ihnen auch und Sie haben die Theilnahme daran und den Geist, es erklärend auszusprechen, der mir am Wohlsten thut!

Die kurze, schöne Recension mit R. V. unterzeichnet hat Spiecker in seine Zeitung aufgenommen; ich war sehr damit zufrieden, denn ich fand sie sehr fein und geistvoll und möchte gern wissen, von wem sie sei. Die Erste, die viel ausführlicher ist, muß gleichfalls sehr befriedigend genannt werden, wenn die zweite auch noch geistreicher ist; wenn mich Alle so gut behandeln, bin ich hoch begnadigt zu nennen!

Ueber den Eindruck, den nach der kurzen Zeit seines Circulirens der Thomas Thyrnau macht, kann ich Ihnen, was bis zu mir gelangt, nur Günstiges melden. Die Besten, von denen es mir am Wichtigsten ist, sind in einem so hohen Grade befriedigt, suchen mich mit ihrem Urtheil darüber so geflissentlich auf, sprechen sich so gründlich, so an Vielem haftend, aus, daß ich damit allein schon genug hätte.

Der König hat meine Sendung sehr gnädig aufgenommen; er sagte zu meinem Bruder, er solle mir recht herzlich dafür danken: meinen Brief werde er sich vorn hinter dem Titelblatte einbinden lassen; „das ist ja eine wahre Fundgrube" setzte er hinzu!

Jetzt wird es gelesen des Abends in Gegenwart des

kleinen Hofstaates und, wie ich höre, mit großem Interesse.

Wenn ich nur einen recht schönen, neuen Stoff hätte; ich habe recht das Gefühl, diesmal ist meine Produktionskraft noch nicht erschöpft; ich möchte was Neues anfangen, aber der Stoff fehlt mir, und ich bin so schwierig darin; springt mir nicht das Erfassen entgegen, erklärt es sich nicht selbst für mein Eigenthum, so ist es ganz vergeblich, daß mir seine Annahme für passend erklärt wird. Denken Sie einmal ein wenig nach! An die Holländischen Zustände denke ich zuweilen; ich muß Häuslichkeit darein verweben können, ich habe ein glückliches Ende nöthig!

Man bringt mich fast um mit Journal=Anliegen — Novellen, Briefen, Biographien, meinem Portrait. Sie würden lachen, wenn Sie beobachten könnten, wie maßlos dadurch mein Widerwillen gegen alle diese Dinge steigt. Ich schreibe mit zusammengebissenen Zähnen so höfliche Briefe, daß mich gewiß keiner wieder darum angeht; dabei ist es immer die Wahrheit, denn ich kann keine Novellen schreiben und bin keine privilegirte Person, die ihre Memoiren und ihr Portrait in allen Caffés herumtreiben lassen mag.

Mein Bruder ist immer wüthend, ich blos höflich; eine Frau hat keine andere Waffe!

Ich habe Tieck mein Buch geschickt; er hat mir

eigenhändig sogleich und mit natürlichem Wohlwollen geantwortet, mit der Zusage, es gleich zu lesen und dann mit mir darüber zu sprechen.

Was Ihnen zukommt von Recensionen und Urtheilen, geben Sie mir wieder; ich habe großes Interesse daran und kann mich doch nicht entschließen, danach zu jagen; lebendig wird es mir erst wieder durch das, was ich darüber höre; es ist merkwürdig todt bis dahin in mir!

Ich muß mich oft besinnen, daß es von mir ist, wovon die Leute reden, denn ich möchte gern mitreden ganz unbefangen; wer würde das aber verstehen!

Berlin, den 23. November 1842.

XIV.

(Thyrnomanie.)

Was ich auch bis jetzt bei St. Roche und Godwie-Castle erlebt habe, es wird Alles übertroffen von der Auszeichnung, womit Thyrnau aufgenommen wird.

An der Spitze steht unser König, die Königin, der ganze Hof. Der König redet alle Menschen an, ob sie Thyrnau gelesen; dann äußert er sich in wahrem En=

thusiasmus; in Charlottenburg nennen sie sich (der Hof ist nämlich noch dort) von der Thyrnomanie befallen.

Der König läßt vier Bilder aus Thomas Thyrnau in Aquarell für das Album der Königin zu Weihnachten malen; 1. Tein, 2. Morani, 3. das Aeußere, 4. das Innere des Dohlennestes.

Er ließ mich bitten, die Arbeiten zu leiten, und das hat große Mühe gekostet; aber Sie können denken, wie gern ich sie übernahm!

Gestern bekam ich von einem vornehmen Oesterreicher einen Brief, voll der enthusiastischten Freude über die Kaiserin, der seine Familie viel dankt.

Da ich ausgehe, so werde ich damit in jeder Gesellschaft empfangen; auch die Personen, die sich noch früher zurückhielten, treten mir jetzt offen entgegen und drücken mir ihren Beifall aus!

Sie können denken, daß mich dieser Erfolg überrascht, da Sie wissen, wie wenig Vertrauen ich dazu hatte!

Denke ich nun an ein neues Werk, so glaube ich gleich: das wird aber nicht so gut werden! So wird es also wohl meine Eigenthümlichkeit sein und ich werde nicht davon loskommen.

Den Januar 1840 ist Thomas Thyrnau angefangen worden; von Oktober 1840 bis Oktober 1841 ist das Manuscript liegen geblieben wegen Krankheit; im Sep=

tember 1842 war es beendigt; also zwanzig Monate. Dazwischen die letzte Reise von zwei Monaten, und vorher öfteres längeres Kranksein.

Berlin, den 20. Dezember 1842.

XV.

(Zeichnung zu Th. Thyrnau. Der Titel von St. Roche. Braniß wegen Herausgabe einer Zeitung zu Rathe gezogen. Tieck und Steffens.)

Die vier Ansichten von Thomas Thyrnau wurden zum heiligen Abend fertig, und mein Bruder übergab sie dem Könige selbst. Er war entzückt darüber und sagte noch viel über das Buch selbst, welches den großen Antheil bewies, mit dem er es gelesen hatte.

Nun werde ich St. Roche copiren, und auch dort die Veränderungen vornehmen, die es der in mir lebenden Idee entsprechender machen; dann wollen wir sehen, ob es auch mit Ihrer Ansicht zusammen trifft!

Gleich bei St. Roche angekommen, will ich Ihnen doch sagen, daß der König seine große Verwunderung über diesen Titel ausgesprochen hat. Es ist nämlich ein Sprachfehler darin; es müßte heißen Sainte Roche (Heiliger Fels) und dann Ste. geschrieben wird; oder St. Roche, (Heiliger Rochus).

Sollte noch eine neue Auflage eintreten, wollen wir das doch beobachten. Aber ist es nicht auffallend, daß uns Niemand auf diesen Fehler früher aufmerksam machte?

Nun will ich in der Ordnung fortfahren und erst Ihren ersten Brief beantworten.

Laube schrieb mir selbst, als er die „elegante Welt" übernahm. Er hatte einen durchaus herzlichen, wohlwollenden, sehr ehrenden Ton mit mir; er wollte Beiträge von mir, er wollte Notizen über mein Leben. Alles mußte ich ihm abschlagen, aber ich that es, wie gegen einen Freund, den man mehr zu Rathe zieht über Eigenthümlichkeiten; so konnte ich ihm schreiben, denn so ist es wahr in mir. Dabei schickte ich ihm mein Buch als ein Andenken. Noch habe ich keine Antwort darauf, das verletzt mich auch nicht; es scheint mir in seiner Eigenthümlichkeit zu liegen; ich denke, er hat etwas Wahres und Offenes gegen mich. Von seiner Chateaubriand schreibt er mir: er fürchte bei der großen Verschiedenheit in unserer ganzen Individualität würde ich sie weder lesen, noch überhaupt lesen wollen. Ich schalt ihn darauf und sagte, es solle mir nun gerade dies Buch eine Aufgabe werden. Dessenungeachtet konnte ich es noch nicht von meiner Leihbibliothek bekommen; wenn Sie es besitzen, so leihen Sie es mir.

Ihr zweiter Brief enthält nun so überaus viel Vor-

treffliches über die Richtung der Zeit und das Bedürfniß, sich ihr mit derselben Waffe, mit der gefochten wird, mit der Presse entgegenzustellen, daß Sie nicht erwarten müssen, ich könnte diese Absicht in Ihnen angeregt wissen und Sie ohne dringende Abmahnungen wieder davon abstehen sehn.

Mein Bruder läßt Ihnen sagen, wenn er Sie nicht schon längst herzlich lieb gehabt und aufrichtig geehrt hätte, wäre dies nach dieser Mittheilung unlaßbar gewesen. Er ist nicht allein loyal, er ist Royalist im höchsten Grade, ja er bekennt sogar: unvernünftiger Royalist zu sein!

Es giebt einen Umstand in Bezug auf Braniß, der mich bei Ihrer Mittheilung überraschte, da er noch nicht von Ihnen, wie es mir scheint, gekannt ist. Wir waren einen Augenblick verlegen, ob es uns zustehe, Sie davon zu unterrichten, da Braniß es nicht gethan; es schien uns aber, da uns die Verschwiegenheit nicht abgefordert war und Braniß uns die Mittheilung in Gegenwart der beiden Fräulein Koppe gemacht hatte, daß wir kein Unrecht haben könnten, jetzt mit Ihnen davon zu sprechen, obwohl hervorgeht, daß Braniß einen Grund zum Schweigen gehabt haben muß. Sein Sie daher mit der Mittheilung, die ich Ihnen im Interesse der Sache machen will, vorsichtig, da ich nicht mehr recht übersehen kann, was Braniß gehindert haben kann.

Nämlich der ganze Plan, wie Sie ihn uns mitgetheilt haben, ist der Plan des Ministers Eichhorn! Diesen Plan besprach er mit Braniß und forderte ihn auf, das Blatt zu eröffnen, mit dem dazu geeigneten Buchhändler in Verbindung zu treten und das Ganze unter der Garantie des Staates, von dessen Geldmitteln unterstützt, ins Leben zu rufen. Ich weiß, daß Braniß keinen Augenblick anstand, nur Sie als dazu geeignet zu nennen und mit diesem Vorsatz, und ganz erfüllt von diesem Plane, nach Breslau zurückkehrte.

Was ist nun daraus geworden? Schon oft habe ich daran gedacht und habe Ihre Mittheilung darüber erwartet; nun scheint es mir, ist es Ihnen noch ganz unbekannt.

Was ist nun darin zu thun? Ich bin dem Minister näher getreten; ich glaube einige Schritte in der Sache thun zu können, aber wir wollen, wenn ich rathen soll, damit nicht anfangen, denn erst müssen wir wohl wissen, in welchem Verhältniß Braniß zu dieser bereits angeregten Sache steht und ob ihm behilflich zu werden ist, oder ob er, oder ob das Ministerium die Sache aufgegeben hat. Beide letztere Annahmen würden mich gar nicht abhalten, die Sache wieder aufzunehmen und Sie dazu zu veranlassen. Hat Braniß die Sache aufgegeben, so wird dieß entweder von äußeren, geltenden Gründen unterstützt sein, oder es wird in seiner Persön=

lichkeit liegen. Hat der Minister die Sache aufgegeben, ist ebenfalls noch zu erforschen, ob nicht Bedenken über schnelle, prompte Bedienung eines solchen Blattes, worauf so viel ankommt, der Grund ist. Ob nun von einem andern Buchhändler als Ihnen die Rede sein kann, werden Sie am Besten beurtheilen; ich kann nur wiederholen, daß Braniß Sie als einzig dazu passend dem Minister genannt hat.

Ich glaube, ich habe Ihnen nun das Nöthige mitgetheilt, um sich Klarheit zu verschaffen, und ich hoffe, wir dürfen auf diesem Wege fortschreiten, ohne die Redlichkeit gegen den geehrten Freund zu verletzen; vielleicht aber erlösen Sie ihn von einer Bürde, die er mit sich herumschleppt, wenn Sie ihn zu einer offenen Erklärung vermögen, die ja vollständig motivirt ist, da wir auf so absichtslose, unbefangene Weise zu dieser Mittheilung kamen.

Ihrem Freunde, dem Herrn Dr. Runkel, bitte ich meine Dankbarkeit für sein überaus ehrendes Urtheil auszudrücken und ihm meinen Wunsch auszusprechen, daß ich dies Darlehn von ehrenden Voraussetzungen einst vollständig einlösen und den hohen Ernst seiner edlen Worte, die mich wahrhaft erschüttert haben, rechtfertigen möge vor ganz Deutschland, das er so ergreifend für mich auffordert!

Solche Worte fallen wahrhaft befruchtend in meine Seele. Ich fühle, wie ich in solchen Momenten nicht

lieb habe, was ich bin oder geleistet habe, sondern wie ich die Arme ausstreckte nach dem, was als Ideal nur meine Stirn berührte mit dem Zeichen einer Erkenntniß, die höher steht als Alles, was ich geschaffen.

Mit tiefer Demuth stehe ich erwartend unter der reichen Hand Gottes; er hat das Geben und das Nehmen; seine Zwecke werde ich erfüllen müssen; wunderbar nachdenkend betrachte ich oft das Objekt, das ich bin, und schaue ihm zu, wie diese neue Erschütterung auf es wirkt und wie Gott das erste heiße Gebet, bei der Entdeckung von Godwie-Castle, noch immer fortwirken läßt und Stille und Frieden erhält und ein so harmloses Zuschauen, als wäre Alles von mir weit ab!

Unsere beiden Notabilitäten, Tieck und Steffens, habe ich jetzt selbst gesprochen. Tieck, der nicht ausgeht, nahm meinen Besuch an; Steffens sah ich bei Eichhorn!

Tieck war keineswegs spröde im Gespräch. Er stellte mir die interessantesten Fragen und sagte mir überall seinen Beifall, sein Vergnügen dabei. So mit ihm zu sprechen in diesem liebenswürdigen Rechenschaftgeben, so eingehend und verstehend von seinem hellen Geiste beschienen, hatte etwas so Entzückendes für mich, daß ich ein Fußbänkchen vor ihn hätte hinziehen und, wie Kinder in der Schule dem Lehrer zuhorchen, so meine ganze Seele vor ihm ausbreiten mögen.

Nicht so Steffens! Seine Anerkennung war unter unklaren Anschauungen begraben; sein Lob, welches so groß war, erfreute mich gar nicht, weil ich mir sagen mußte, das Beste hat er nicht verstanden und läßt sich behindern durch Voraussetzungen, die wo anders herkommen, als aus dem Buche! Ich widersprach ihm so offen, als hätte das Buch ein Chinese geschrieben, und hierbei benahm er sich wieder so hübsch; er ließ es zu, billigte es, aber änderte sicher nichts an seiner Meinung, und doch hatte ich so oft fragen müssen: wo steht denn das? davon kommt ja nichts vor!

Die Kaiserin fand er über das dichterische Zugeständniß idealisirt; nie hätte sie sich über Kaunitz erheben müssen; das dürfe man nie einer Frau zuertheilen, daß sie höher stände, als der Mann; das wäre immer ein Fehler und in sich unwahr. Durch das ganze Buch ginge das hindurch; die Fürstin höher wie Lacy, aber sogar Magda höher wie Thyrnau; Magda sei eine Art Bettina (ich schrie fast auf) und ich würde sie ohne Bettina's Briefe nicht haben schreiben können, die Aehnlichkeiten müßten immer fort daran erinnern. Thyrnau aber sei ein Abstractum, eine Doctrin, ein Wesen, das nicht aus den Verhältnissen mit Leben, Blut und Bein herausgewachsen sei. Die ganze Idee des Buches, gab er mir zu verstehen, sei für eine Frau eine Anmaßung, an der sie scheitern müßte.

Sie begreifen, daß, wenn er hinzufügte, dessenungeachtet könnte das Buch noch viel mehr Fehler haben, es würde doch die außerordentlichste Erscheinung der Zeit sein, — dieß keinen Hauch von Freude in mir erregte; denn, warum sollte er das beurtheilen können, da er mich in Allem Anderen mißverstanden hatte? Gegen Sie wird er gewiß noch mittheilender darüber sein; so etwas ist psychologisch merkwürdig!

Ich wollte, Sie hätten meinen herrlichen Freund, den Prediger Jonas, darüber sprechen hören. Das war die Weisheit, die höher steht als ich; der Verstand, der mir das entriß, was ich mir verhüllt; der Irrthum, um den ich mit ihm mit gleichen Waffen ringen konnte, um zu siegen; das sprengt verschlossene Pforten und belebt zu höherem Gewinn!

Berlin, den 2. Januar 1843.

P. S. Ihr Garten fällt mir eben ein. Wie schön, daß Sie in der Natur Wurzel schlagen! Bringen Sie doch alle Pläne mit; ich denke nämlich, Sie kommen nächstens!

XVI.

(Bedauern, daß das Zeitungs-Projekt wieder aufgegeben wird. Laube's Gräfin Chateaubriand. Theilnahme Allerhöchster Personen.)

Es that mir sehr leid, daß Sie Ihre wichtige Zeitungsidee so gänzlich aufgegeben haben; Ihre Gründe waren aber nicht so, daß sie sich bekämpfen ließen, denn sie gehörten Ihrem Privatglück an, und das wird mir, wie es jeder zu gestalten oder zu erhalten denkt, stets heilig sein.

Ich sprach denselben Abend, als ich Ihren Brief erhalten, noch mit Minister Bülow darüber; es regte ihn lebhaft an und hatte seinen ganzen Beifall; aber auch er fühlte gleich die Richtigkeit, daß Sie allerdings damit Ihre häusliche Ruhe wenigstens zu Anfang suspendirten, und uns Beiden schien es, daß nur Sie selbst, aus patriotischem Drange, das Opfer bringen müßten, wenn es wirklich Nutzen stiften sollte. Wer weiß, was sich darüber noch einmal in Ihnen gestaltet!

Die Gräfin von Chateaubriand habe ich endlich gelesen. Aber es ist ein für mich ziemlich leeres Buch.

Mit Hinsicht auf das Motiv und die geschichtliche Kenntniß, die überall durchblickt, ist es fast unglaublich, daß ein geistreicher Mann so wenig giebt. Kann von einem Plan nur die Rede sein? Wird irgend einem Charakter, einer Situation zu irgend einer durch innere

Nothwendigkeit bedingten Entwickelung verholfen? Es ist die Skizze zu einem Buche, und die Ausführung bleibt aus. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß es aus war; ich ließ immer wieder nachfragen, ob nicht noch ein Theil vorhanden wäre, bis ich es endlich glauben mußte. Wozu sind alle diese Personen ins Leben gerufen, die dann leer und beziehungslos für sich eine kleine Intrigue, und das nicht einmal, abmachen? und wo bleiben sie? — über die natürlichsten Fragen keine Antwort — und eine weitläufige, und ich muß hinzufügen, unnütz frivole und doch langweilige Klosterscene. Ist denn so etwas zu entschuldigen? Wenn man so leichtsinnig arbeitet, zeigt das, selbst wenn man es vor sich selber aushalten kann, nicht große Geringschätzung gegen das Publikum? Und ein so geistreicher Mann wie Laube, mit so viel Kenntnissen, und bereichert durch Selbstanschauungen des Bodens, von dem er schreibt! Wie viel mehr habe ich erwartet nach seinen vortrefflichen Luftschlössern; ich will wünschen, daß ich ihn nie darüber spreche!

Ob er Ihren Wunsch erfüllen wird und Thomas Thyrnau recensiren, bin ich sehr begierig, und doch weniger, wie früher, ehe ich seine Gräfin Chateaubriand gelesen; denn wenn es auch eine alte Wahrheit ist, daß das Urtheil über Andere richtiger sein kann, als über uns selbst, hat er sich doch in der Selbstproduktion

herabgestellt, und seine Meinung verliert dadurch für mich einigermaßen an Werth.

Die Kaiserin von Rußland hat mir eine sehr schöne, goldene Uhr, ein wahres Kunstwerk, gesendet, und recht holde Worte!

Mir strömt noch von allen Seiten viel Gutes zu; was hören Sie über den Roman? Der König scheint seine Verbreitung zu wünschen; er frägt Alle, ob sie ihn gelesen haben, macht jedem Vorwürfe, wer es nicht gelesen hat!

Berlin, den 3. Februar 1843.

XVII.

(Vorrede zu den Werken der Fr. Lohmann. Fortdauernde Gunst des Hofes.)

Ich bin in diesem Augenblick beschäftigt, die Werke der verstorbenen Fr. Lohmann zu lesen und werde alsdann eine Vorrede dazu schreiben. Der Buchhändler Focke in Leipzig bat mich darum im Namen der Erben. Erst war ich sehr erschrocken und wollte es ablehnen; aber nicht leicht haben mich Werke Zeit meines Lebens so angezogen, als die dieser Schriftstellerin; ich halte sie für eins der ersten Talente und da habe ich denn eingewilligt, besonders da noch gänzliche Dürre für eigene Produktion bei mir ist.

Der König hatte Thomas Thyrnau zum Maskenscherz vorgeschlagen, aber es waren zu große Schwierigkeiten für alle Mitspielenden wegen des eigentlich häßlichen Kostüm's; ich mußte selbst abreden.

Gestern habe ich der Wiederholung des Maskenballs beigewohnt, weil es nur ein kleineres Hoffest war und der König mein erstes Nichterscheinen so gnädig bemerkt hatte.

Diesmal war es der Hof von Ferrara und Darstellungen und Quadrillen aus dem Tasso und Ariost! Sehr schön!

Im Juli gehen wir nach Gastein!

Berlin, den 23. März 1843.

XVIII.

(Ein Angriff Laubes und seine Abwehr.)

Es ist mir sehr lieb, daß Sie den Autor der scandalösen Kritik zu kennen glauben; es thut so wohl, keinen irgend Bekannten mehr im Verdacht haben zu müssen. Gelesen habe ich sie auf den Wunsch meiner Schwester nicht, obwohl ich der Meinung war, ich müsse den Grad meiner Ruhe daran prüfen lernen; der Grund aber, daß hier nicht von einem scharfen, strengen

Urtheil, sondern von absichtlicher Beleidigung die Rede sei, ließ mich nachgeben, denn so lange wie möglich muß man das Niedere von sich fern halten! Ich glaube außerdem, Sie können diesen Mann mit sammt seinem Urtheil der öffentlichen Meinung überlassen; die Menschen, die für uns allein Geltung haben, werden ihm besser den Stab brechen, als wenn Sie mit noch so edler Ueberlegenheit ihn angriffen. — Man soll sich vor Sackträgern hüten und ihnen aus dem Wege gehen, sagt Jean Paul; wir haben wenigstens die Mühe, den beschmutzten Aermel abzustauben!

Damit will ich natürlich nicht das eben mit Laube Erlebte bezeichnen, doch bleibt es jedenfalls auch eine Warnung, sich beständig isolirt zu halten, keine andere Vertheidigung geltend zu machen, als die etwa sich von selbst in unseren Fortschritten darthut! Lesen Sie doch seine Kritik über Thomas Thyrnau, sie ist nur in Etwas gezähmt durch die persönliche Achtung, die er mir wahrscheinlich nicht versagen kann, wenn sie ihm auch etwas genant ist!

Ueber Stil und über das Tragische sprach ich mich persönlich aus; gab dann dem Wunsche nach, es aufzuschreiben, und war zu nachgiebig, indem ich zugab, es zu veröffentlichen. Um jedoch ganz offen zu handeln, begehrte ich, es sollte Laube zugeschickt werden; ich wollte mich, wenn vertheidigen, ihm ins Angesicht es thun!

Er hat es bereitwillig aufgenommen, und in Nr. 12 finden Sie den kleinen Abschnitt von mir und seine Entgegnung. Ich bitte, lesen Sie beides und sagen Sie mir dann Ihr Urtheil!

Berlin, den 16. April 1843.

XIX.

(Die Schrift der Friederike Lohmann. Bürkners: Traum der Kaiserin. Eine verspätete Recension des Professor Braniß.)

Ich habe die Vorrede zu den Werken der verewigten Friederike Lohmann geschrieben. Sie ist einen Druckbogen stark geworden, und ich hoffe, Sie werden sie später lesen. Ich habe die Gelegenheit benutzt auszusprechen, welche Stellung der Roman in der Literatur einnehmen müßte, was seine ernste und wichtige Tendenz sein muß und wie sich dazu die Meinung des höher gebildeten Publikums verhält.

Ich denke, es wird Ihnen manches darin recht sein. Die Werke dieser edlen Verklärten dem Publikum zu empfehlen, habe ich mit einer Art Andacht gethan. Das war ein schöner Geist! Wie viel höher steht sie, als die Masse der Novellisten, die unsere Taschenbücher besudeln! Sie müssen mir durchaus den Gefallen thun, später etwas davon zu lesen.

An dem Abend, wo bei mir die Grippe ausbrach, saß ich mit dem dazu bestellten Comité in meinem Thürmchen um den Tisch, voll Erwartung der Lectüre des Bürknerschen Lustspiels: „Der Traum der Kaiserin.“

Ich war zu der Stunde aufgestanden, und wollte das Fieber verleugnen, welches mich schüttelte, aber die Anstrengung war zu groß; meine Gäste flohen, während ich etwas die Besinnung verlor.

Seitdem war freilich gar nicht daran zu denken; nun ist Alles auf morgen verabredet! Glauben Sie mir, ich leide förmlich unter diesen Abhaltungen, die man aus der Ferne zu begreifen viel guten Willen haben muß, und doch rechtfertigt mich dieser gerade innerlich, denn ich hatte ihn gewiß! Nun morgen also! und dann bekommen Sie gleich ehrlichen Bescheid!

Sie wissen es allerdings, wie gern ich Ihnen vertraue; aber es hat mich so sehr überrascht, daß in einem meiner Briefe etwas stehen sollte, was Sie wichtig genug halten, zu benutzen; ich kann mich durchaus an nichts erinnern; noch einmal aber nehme ich meinen Ihnen schon bekannten Großmutterton an und bitte Sie, den bewußten Recensenten seinem Schicksal zu überlassen! Sie sind diesmal sehr fest auf Verfolgung Ihrer Absicht, daher habe ich mir gedacht, ich könnte die Sache vielleicht nicht ganz übersehen und Sie würden besser ent-

scheiden als ich. Dessenungeachtet liegt es unverkennbar in meiner Stellung, Sie beruhigen zu wollen, und ich möchte doch auch noch jetzt wiederholen: überlegen Sie es noch recht oft und lassen Sie mich — meine Person — jedenfalls unanrührbar weit ab!

O! wann wird die Pallas im vollen Waffenschmuck aus der Stirn des Jupiters ans Licht hervorspringen! Ich meine, wann wird Braniß seine Recension fertig schreiben! Ich war schon ganz ergeben und freute mich meiner unerschütterten, uneigennützigen Liebe und Verehrung für ihn; nun haben seine eignen hochherzigen Worte mein Verlangen nach seinen markigen Gedanken wieder aufgeregt; und von mir abgesehen muß ich auch so lebhaft erkennen, wie in dieser Wüste von Oberflächlichkeit, Trivialität und niedrer, einseitiger Anschauung es so dringend nöthig wäre, daß ein erleuchteter Geist die Unberufenen von dem usurpirten Richterstuhle jagte. Vergessen Sie nicht, mir Ihre Hoffnungen in dieser Beziehung mitzutheilen.

Berlin, den 15. Mai 1843.

XX.

(Das Bürknersche Lustspiel: „der Traum der Kaiserin" wird vorgelesen und beurtheilt.)

Gestern Abend haben wir, der Regisseur Weiß — Baron Sternberg — Professor Müller — mein Bruder und ich Bürkners Lustspiel: „der Traum der Kaiserin" gelesen und uns Allen hat es ein aufrichtiges Vergnügen gemacht.

Das Gesammt-Urtheil ist, daß es ein großes dramatisches Talent in Composition und Anordnung verräth; daß die Charaktere allerliebst gezeichnet sind, einige, wie Fouché, Cambacérès, vortrefflich; daß es einen lebhaften Gang geht und unbezweifelt sehr komisch ist; daß Ihr Freund aufzumuntern ist, in diesem Genre fortzufahren!

Sehr hätte ich gewünscht, einige von den unschätzbaren Bemerkungen des Herrn Weiß dem Autor zukommen lassen zu können; sie bezogen sich auf Anordnungen aus dem Reich der Erfahrung, wenn sie auch den Werth der Sache nicht betrafen.

Ich hoffe, es wird Ihnen nun nicht allzuweh thun, daß es dennoch nicht zur Aufführung kommen kann, da dies mit der Hauptsache, mit dem Stück, nur insofern etwas zu thun hat, als es Personen vorführt, welche noch nicht auf der Bühne genannt werden dürfen. Ich

hoffe, es scheint dem Herrn Autor dies auch nicht wichtig und er liefert recht bald ein anderes Stück, worin die Anforderungen der Politik geschont werden. Sehr gern biete ich mich als Vermittlerin an, und wenn ihm die Form recht ist, in der wir zusammentreten, will ich jedesmal es so wie diesmal einrichten.

Da es so allgemein gefiel, habe ich auch den Autor genannt.

Ich habe große Freude, Ihnen dies mittheilen zu können, da ich ordentlich Herzklopfen hatte bei dem Gedanken, es könnte nicht gefallen.

Erlauben Sie, daß ich das Lustspiel noch etwas behalte, um es noch einigen Personen von gediegenem Urtheil mittheilen zu dürfen!

In demselben Kreis las ich gestern Abend noch meine Vorrede vor, und man war sehr ausgezeichnet damit zufrieden; besonders Alles, was ich über die Stellung des Romans zur öffentlichen Meinung sage, soll so zur rechten Stunde sein, so dem Bedürfniß gemäß, so nöthig, so gerade für mich passend, daß ich große Freude darüber hatte, darauf gekommen zu sein.

Berlin, den 17. Mai 1843.

XXI.

(Die Heiligkeit des gegebenen Wortes.)

Wüßte doch unser Freund, welche Seelenschmerzen er seinen Freunden macht. Das Uebel, was ihm selbst aus seiner Schwäche erwächst, ist so groß, daß mein kleines Interesse ganz dabei verschwindet, und ich in Nachdenken und Traurigkeit verfalle, wenn ich denke, daß dieser klare, gefaßte Geist so unüberwindlich beherrscht wird, wie von einem feindlichen Dämon; daß es möglich wird, die bindende Gewalt eines Wortes, die gleichfalls dämonisch die Menschen beherrscht, doch von jenem stärkeren Dämon überwinden zu lassen. Man sagt, Frauen empfinden nicht so stark, was für eine Wichtigkeit in dem gegebenen Worte liegt; für mich so sehr; daß ich bei zweifelhaften Fällen mich sehr hüte, mir selbst etwas zu versprechen, obgleich man doch gestehen muß, die Abrechnung mit uns selbst wird darum so viel leichter, weil wir so viel klarer die einwirkenden Umstände erkennen.

Berlin, den 3. Juni 1843.

XXII.

(Mystifikation des Publikums. Dramatisirung des Thomas Thyrnau Uebersetzungen.)

Können Sie denn den sonderbaren Titel lesen, unter dem mein neuester Roman gefordert wird? Ich lese Levionbury. Sind Sie nun sicher, daß nicht etwa mein Name von einem Andern gemißbraucht wird? Wollen Sie nicht etwas dagegen thun? oder soll ich eine öffentliche Erklärung einsetzen lassen?

Auch ich werde schon wieder gepeinigt, denn ich soll einen theologischen Roman schreiben; ich kann den Ueberdruß kaum beherrschen, wenn man mir damit kommt!

Wollen Sie vielleicht eine Anzeige machen, worin Sie erklären, daß nur die Werke ächt wären, die von Ihnen angezeigt würden, und die Verfasserin augenblicklich weder mit einem neuen beschäftigt wäre, noch einen mittheilbaren Titel oder Plan entworfen habe? Ich überlasse das Ihnen und Ihrer größeren Erfahrung, stehe aber nicht dafür, daß ich nicht durch eine ähnliche Anzeige mir die lästigen Leute abwehre!

Ihnen kann ich übrigens versichern, daß diese Erklärung die Wahrheit ist und ich nur Ahnungen habe über eine vielleicht mögliche Thätigkeit, welche ich mir aber noch nicht zu nennen wüßte. Sein Sie aber sicher,

daß es nichts damit ist, wenn ich es Ihnen nicht sage, denn es hat mir immer Vergnügen gemacht, Sie zuerst davon zu unterrichten.

Freunde, welche die Aufführung des Thomas Thyrnau in Warmbrunn sahen, wollten ohnmächtig werden vor Ueberraschung! ich kann's mir denken.

Sehr interessant waren mir die Uebersetzungsnachrichten in Ihrer neuen Anzeige. Graf Cancrin, der in Gastein als mein großer Freund auftrat, sagte mir, er befördere es sehr, daß die Sachen ins Russische übersetzt würden; polnisch ist St. Roche und Godwie-Castle schon vor zwei Jahren übersetzt.

Berlin, den 27. September 1843.

XXIII.

(Godwie-Castle wird verboten. Neue Wanderlust.)

Die Maßregel in Prag ist um so lächerlicher, da man Godwie-Castle sieben Jahr Zeit gelassen hat sich mit eigentlich fünf Auflagen zu verbreiten. Dies Verbot kann nur durch die Geistlichkeit veranlaßt sein; aber warum hat man dann St. Roche erlaubt, welches, denke ich, ebenfalls die katholische Tendenz beleuchtet; das sind Räthsel! doch ist ein solches Verbot wegen der stets da-

durch erregten Neugierde eine Art Mittel, den Absatz zu verdoppeln; Sie riskiren dadurch zu einer neuen Auflage zu kommen, welches nur wieder bewiese, wie blinder Eifer immer schadet!

Thyrnau schien mir sehr verbreitet nach den Erfahrungen, die ich mit Oesterreichern auf meiner Reise machte; die versagte Ankündigung in Wien mußte wenig geschadet haben.

Ich habe in dieser Zeit wieder eine Vorrede zu einer historischen Novelle geschrieben, worin ich meine Ansicht über den historischen Roman und die Art, wie man die dazu gemachten Studien verarbeiten muß, niedergelegt habe. Ich will mir einige Abdrücke ausbedingen und sie Ihnen alsdann mittheilen.

Ich habe eine leise Hoffnung, wieder eine größere Arbeit zu unternehmen. Wenn ich sie erst vollständig ergriffen und angefangen habe, werde ich Ihnen Näheres darüber mittheilen.

Mit meiner Gesundheit habe ich viel zu thun gehabt, und erst seit Kurzem fühle ich mich etwas erleichtert.

Berlin, den 21. November 1843.

Jakob van der Nees.

1843.

I.

(Ein neuer Roman im Werden.)

Seit dem 21. November schreibe ich selbst wieder, und das ist, wie Sie wissen, meine glücklichste Zeit! Ich fühle mich vollständig im alten Besitz, und seit dem erwähnten Tage habe ich schon fünfzehn Schreibebogen geschrieben, woraus Sie sehen können, daß die alte Quelle im Fluß ist!

Wie es heißen wird, weiß ich noch nicht; ich will Ihnen aber etwas über die Anordnung mittheilen.

Ich glaube, es werden zwei Bücher entstehen! Jedes wird für sich abgeschlossen eine unabhängige Mittheilung sein, aber dessen ungeachtet eine Folge!

Das Erste, woran ich jetzt arbeite, wird in Holland spielen; es fängt mit dem Tode Olden Barneveld's an und wird vielleicht bis zur Verbannung des Herzogs von Monmouth, vielleicht bis zu seinem Tode reichen.

Ich glaube, es werden nur zwei Theile werden, und bleibt mir der schaffende Genius treu, so könnte ich zum Herbst damit fertig werden und würde dem Erscheinen derselben nicht entgegen sein.

Es ist mir auffallend, daß etwas ganz Anderes unter meiner Hand hervorwächst und ich es mit derselben Liebe schreibe, wie alles Frühere!

Haben Sie den Aufsatz in der Illustrirten Zeitung über mich gelesen? Wenn nicht, so lassen Sie sich Nr. 23 geben.

Die Redaktion hat sich auf eine edle und achtungsvolle Weise gegen mich benommen, welche allein es einer Frau möglich macht die Oeffentlichkeit zu ertragen. Zugleich hoffe ich damit ein für allemal jede andere Anforderung an meine Privatverhältnisse abgewiesen zu haben.

Berlin, den 15. December 1843.

II.

(Wie man sich der Außenwelt gegenüber seine Freiheit bewahrt.)

Ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank für das Geschenk des gewiß sehr interessanten Werkes über Spanien, welches ich mit großem Vergnügen lesen werde; außerdem wird es sich in meiner kleinen Bibliothek sehr hübsch ausnehmen, und dies ist eben so meine Puppe wie es Ihr Garten Ihnen früher war; nur werde ich davon auf keine Weise gequält und werde diesem Vergnügen daher auch nicht ungetreu werden.

Daß Sie Ihrer Neigung für Gartenkultur so schnell

überdrüssig wurden, hat mir leid gethan und mich überrascht; man begreift immer so schwer an Andern, was man selbst nicht vermöchte, ohne doch die Motive ganz zu kennen, die das bewirken, was uns selbst unmöglich scheint! Im Allgemeinen glaube ich nur, daß es ein großer Irrthum ist, wenn wir die Chimäre der Freiheit zu erlangen hoffen, indem wir uns so viel wie möglich isoliren und die äußeren Beziehungen zum Leben abzubrechen suchen. Das, was den Menschen allein frisch, frei und jung erhält, ist die Liebe, womit er alle Zustände durchdringt, jeden Gegenstand mit dem Willen erfaßt, seine Schwierigkeiten zu bewältigen und ihm den Stempel einer höheren Verwaltung aufzudrücken sucht. Wir werden dann von den Unannehmlichkeiten nicht überwältigt, sondern sie reizen uns, um daran unsere höhere Intelligenz zu prüfen, und indem wir uns darüber stehend halten, werden sie so klein, wie sie ihrer Natur nach vor dem Willen des Menschen sein müssen!

Mein neues Werk schreitet rasch und mit einem freien Zuströmen der Mittel vorwärts. Ist es Ihnen noch eben so lieb, wie früher, auch hiervon der Verleger zu werden, so geben Sie mir darüber gelegentlich Antwort; ich biete es Ihnen hiermit an, und es ist dann Aussicht, daß ich noch vor meiner Reise nach Gastein fertig werde, und im Herbst das erste, wahrscheinlich zweitheilige Buch erscheinen könnte.

Ich wünsche Ihnen von Herzen ein glückliches neues Jahr, und eine neue recht erheiternde Beschäftigung!

Berlin, im Januar 1844.

III.

(Der Titel des neuen Romans. Die Birch-Pfeiffersche Dramatisirung des Thomas Thyrnau.)

Gestern habe ich den ersten Theil des neuen Buches beendigt; ich denke, wir nennen es:

Jakob van der Nees.

Es ist ein eben so widriger Charakter, wie Thyrnau ein edler war; ich habe das Eine, wie das Andere nicht gewollt.

Bleibt er auch im zweiten Theile nicht im Vorgrund, bleibt er doch jedenfalls die Ursache von der Stellung aller Personen. Genug, ich glaube mit gutem Gewissen das Buch so nennen zu können, welcher Name zugleich das Land, wo die Geschichte spielt, bezeichnet.

Ich wünsche jedoch, daß ich einfach als „Verfasserin von Godwie-Castle" bezeichnet werde; mir war immer die Aufzählung der bereits entstandenen Werke hinter dem Namen Verfasserin so sehr zuwider; jetzt müßte Thyrnau noch hinzu — das wäre mir sehr fatal! Es sind neunundvierzig von meinen Bogen geworden, das wer=

den ungefähr dreißig bis zweiunddreißig Druckbogen, also ein ziemlich starker Theil; aber er konnte seiner Struktur nach nicht getrennt werden.

Jetzt werde ich das Ganze zur Abschrift durchsehen.

Im März werde ich den zweiten Theil anfangen. Immer noch denke ich, gegen den Herbst werden Sie Alles zum Druck erhalten; den ersten Theil früher; natürlich unserer alten Ansicht gemäß nicht zum Ausgeben, bis der zweite beendigt ist.

Wollen Sie es jetzt schon ankündigen? Ich überlasse es Ihnen; einmal muß ich den Sturm aushalten, der sich dann über mich ergießt!

Madame Birch=Pfeiffer hat mir ihre Dramatisirung des Thyrnau vorgelesen; ich hatte mir einige gewählte Personen von Urtheil dazu erbeten.

Sie würden erstaunt sein, wenn Sie gehört hätten, mit welchem Geist und Geschick diese Frau ein Resumé aus diesem dreitheiligen Buche für den Zeitraum von höchstens drei Stunden gezogen hat!

Man muß damit abschließen, daß das Unternehmen seiner Natur nach eine wahre Kränkung der Poesie und des guten Geschmackes ist; dieser Vorwurf trifft jedes Unternehmen der Art. Es treten rohe Umrisse hervor, alle Feinheiten gehen unter, und da der höhere künstlerische Zusammenhang fehlt, sollte man bloß Scenen aufführen, Tableaus vorstellen wollen!

Also, damit muß man abschließen; dann aber muß man ihr zugestehen, daß sie auf diesem Standpunkt wie eine geistreiche Frau das fremde Eigenthum gehandhabt und daß sich manche Scenen pompös ausnehmen. Ueberall hat sie meine Worte beibehalten, und man kann in der Sache selbst nicht bescheidener, hingebender und anerkennender sich benehmen! Man geht damit um, es hier zu geben! Ich halte mich wie immer, als ginge mich Alles nichts an; das ist in Wahrheit der Fall; aber ich habe meine alte Scheu vor Oeffentlichkeit, Journal-Artikeln und Allem, was mich gedruckt berührt, nicht ganz verloren, wenn man sich auch nachgerade an Vieles gewöhnt!

Berlin, den 21. Februar 1844.

P. S. Außerordentlich viel Vergnügen macht mir der Borrow;*) wie lieb wird einem dieser edele, sichere Charakter; wie neu und außordentlich interessant ist der Blick in dies vulkanische Land, wo eigentlich keine Christen sind, sondern Leute, die sich Katholiken nennen!

*) Borrows: Fünf Jahre in Spanien. 3 Bände.

IV.

(Die Eintheilung des Stoffs. Die deutsche Journalistik.)

Noch einmal habe ich es wohl erwogen, ob sich eine andere Eintheilung machen ließe; aber ich muß gestehen, daß ich die Möglichkeit nicht wohl einsah, besonders da der Plan zu vier Büchern sich ergiebt, wovon jedes zwei Theile halten wird.

Jeder Theil wird ungefähr so stark werden, wie der letzte Band von Thomas Thyrnau.

Die Kritik von Bruno Bauer las ich nicht und habe nach Ihrem Urtheil noch weniger Lust dazu; ich halte mir alle Journale ab, sie können keinen Einfluß haben, so wie ihr jetziger Inhalt zwischen Uebermuth und Oberflächlichkeit schwankt; und meine Richtung, mein Fortschritt, meine Fehler, meine Schranke, kann mir auf diesem Wege weder aufgedeckt werden, noch kann er Belehrung mit sich führen; ich muß mich mit der vox populi begnügen.

Berlin, den 27. Februar 1844.

V.

(Arbeitslust. Laube und seine „Gräfin Chateaubriand.“)

Der nun beendigte erste Theil von Jakob van der Nees geht so aus einem Guß fort, daß ich sogar verlegen bin, die Kapitel-Einschnitte, die so höchst angenehm für den Leser sind, anzubringen, und sie meistentheils ganz vergessen habe.

Die Abschrift wird im April angefangen, und ich werde Ihnen dann gewiß bald Zusendungen machen können.

Etwas Weiteres kann ich Ihnen nicht versprechen, wegen meiner Gesundheit, die schon jetzt sich sehr ungünstig gezeigt hat. Bin ich so glücklich, schreiben zu können, dann geht es rasch, wie Sie wissen; denn diese neunundvierzig Blätter, die eben vielleicht dreißig Druckbogen ausmachen werden, habe ich vom 21. November bis 20. Februar geschrieben.

Ich denke den zweiten Theil im April anzufangen; es wäre also wohl möglich, daß ich vor meiner Abreise, Anfang Juli, fertig würde. Nur kann ich weder darauf rechnen, noch weniger ein beunruhigendes Versprechen geben.

Laube war hier und hat seine Bernsteinhexe aufführen lassen. Er besuchte mich, und es ging mir sehr

sonderbar, daß ich mich durchaus nicht besinnen konnte, was er mir gethan hatte, obwohl ich im Ganzen wußte, daß etwas Störendes unter uns vorgefallen war. Er ist nun persönlich so unendlich viel geistreicher und liebenswürdiger, als gedruckt, daß ich das größte Vergnügen in der Unterredung mit ihm hatte. Er erzählte mir von all den abenteuerlichen Gerüchten über das, was ich jetzt schreibe. Er bat mich, ich sollte seine Bernsteinhexe nicht sehen, was ich auch nicht thun werde, da ich nur selten das Theater besuche. Jetzt lese ich die beiden letzten Theile von der Gräfin von Chateaubriand und erstaune über diese Breite der doch marklosen Zeichnung der Charaktere, der phantasielosen Erfindung der Situationen, die er nicht anders verwickeln kann, als indem er alle Menschen aus ihrem Charakter fallen läßt, wodurch dann Verlegenheiten und Schicksale entstehen, die Einem gleichgiltig werden, da die Menschen sogleich mit ihnen allen Gehalt, alle Möglichkeit verlieren. Die Heldin ist bloß eine Masse, und dabei eine so materielle, daß man ihr Schicksal kaum erwarten kann, um sie los zu werden, und damit alle ihre Mißgriffe.

Bin ich nicht hart genug? Aber es erzürnt mich diese Oberflächlichkeit, diese psychologische Unwahrheit bei so viel Anlage und Geist. Was ist das? frage ich immer wieder; ich sage, diese Schriftsteller verachten den Menschen in sich und denken, er könne, getrennt vom

Dichter, dem sie zu Ehren verhelfen möchten, existiren; aber das rächt sich, und darum alle die monströsen Ausgeburten!

Berlin, März 1844.

VI.

(Gerüchte über Van der Nees. Krankheit. Geibel. Sternberg.)

Ich mache es Ihnen zur Pflicht, Niemand als mir selbst zu glauben; denn ich bin oft ganz erschrocken über das, was ich soll gesagt haben. Auch über Jakob van der Nees gehen Erzählungen umher, daß man denken könnte, ich wollte als ein Apostel der Reformation auftreten.

Sie glauben das nicht! Ich habe Lust, Ihnen, die Abschrift sobald sie bis auf einen gewissen Punkt vorgeschritten ist, wo Sie eine Uebersicht bekommen können, zu schicken, weil es mir so leid thut, daß Sie noch gar nichts davon kennen!

Leider habe ich vom 20. Februar bis 5. Mai keine Zeile schreiben können, so völlig elend habe ich mich gefühlt, so an Nerven leidend, so aufgelöst in Geist und Körper, wie seit lange nicht! Es geht mir nur wenig besser, aber ich schreibe doch wieder; dessenungeachtet hat dieser lange leidende Zustand einen großen

Strich durch meine Rechnung gemacht; und wenn Gott mir nicht besonders gnädig ist, weiß ich nicht, wie ich es bis Mitte Juli einbringen soll.

Wir reisen dann nach Gastein, und vor Mitte September sind wir nicht zurück. Wir wollen das Beste hoffen, und da mich Alles ängstigt, will ich nicht in Voraus denken, sondern fördern nach Kräften, einen Tag nach dem andern! Sie wissen, daß wenn ich kann, ich fleißig bin, und nie dabei aus dem Auge lasse, was auch Ihnen vortheilhaft scheint.

Jedenfalls könnten Sie doch immer das Fertige drucken lassen, wenn auch nicht ausgeben.

Von beiden Büchern, die Sie erwähnen, hörte ich schon viel Gutes, und werde sie gewiß lesen; in den Theeblättern soll ja eine Analyse von Thomas Thyrnau stehen!

Ich habe Ihnen noch nicht gedankt für das Buch von Grün „Schutt.“ Es ist ja vielfach angegriffen!

Kennen Sie Geibel? Das ist der erste junge Dichter, dem ich vertraue; er hat einen Charakter; er hat ein inneres Leben; er hat Religion!

Zu Sternbergs Urtheil habe ich Zutrauen, er hat etwas Wahres, Unbestechliches; ich las ihm den Anfang von Nees; sein Urtheil war sehr günstig; er sagte, es wäre wieder so ganz anders, als alles Frühere.

Berlin, den 11. Mai 1844.

VII.

(Das Bedürfniß nach Anerkennung und die Beschränkung des Begriffs: Publikum. Das innere Gesetz des Schaffens. Bemerkungen über eine mögliche Eintheilung des Stoffs.)

Mit dem herzlichsten Dank für Ihren lieben mich hier empfangenden Brief würde ich mir auch seine schnelle Beantwortung zur Freude gemacht haben, hätte nicht die weite Reise einen so nachtheiligen Einfluß auf meine leidende Gesundheit gehabt, daß ich mich vom 28. Juli, wo wir eintrafen, bis jetzt, wo ich heut zuerst den ganzen Tag auf bin, am Bette gefesselt gesehen habe.

Glauben Sie aber, daß mir nichts erfreulicher sein konnte, als daß Jakob van der Nees Sie in der Fortsetzung erfaßt und mir meine alten Rechte über Ihre Theilnahme zurückgegeben hat.

Ihr erster Brief, der, wie dieser letzte, wahr und offen Ihre Meinung aussprach und mir wenigstens Ihre Theilnahme vorenthielt, mehr von besorgter Frage, als von fröhlicher Zusage enthielt, ließ eine große Lücke in mir. — Ich mußte mir sagen, daß, wenn ich Ihre Theilnahme nicht wie früher mir gewinnen könnte, ich das immer als eine Störung empfinden würde. Was ich Publikum nenne, das sind immer nur wenige Menschen; Sie, mit Ihrem geistreichen Scharfblick, mit Ihrer geläuterten Erfahrung, werden immer zu denen gehören, deren Beifall ich nöthig habe.

Doch bereue ich nicht, diese Prüfung, die Sie mir nicht ersparen konnten, gemacht zu haben. Es war ein schönes, demüthiges Gefühl, womit ich in mein Inneres zurückkehrte. Ich konnte das nur empfinden, indem ich mir sagen mußte: „und doch hat es gerade so sein müssen! Das gerade ist Deine Aufgabe gewesen, und Du mußt still zusehen, was die Menschen damit machen können.“ — Ich blieb daher in meinem schaffenden Gewissen unerschüttert und sehe dies so recht als die Obhut Gottes an, der offenbar dies Buch, eben wie die früheren, mir zur Aufgabe gemacht hat. Ich weiß, es sind Erfahrungen drin niedergelegt, es sind Wahrheiten, Mahnungen drinnen, die nicht vergebens sich verbreiten werden; wie interessant wird es sein, den Eindruck zu verfolgen! Es ist ein Strom, der durch meine Brust fließt und mich selbst über das Gesammelte belehrt, indem ich es aufgezeichnet vor mir sehe. Jetzt will ich Ihnen sagen, daß ich einigen mir sehr hochstehenden Personen von dem Buche mittheilte, was Sie kennen lernten, und mehrere es über die früheren Werke stellen.

Das wird Ihnen jetzt Freude machen, aber ich schonte mir ordentlich Ihre mir so wichtige Unabhängigkeit; ich wollte, Sie sollten durch Nichts in Ihrem freien Urtheil aufgehalten werden, darum überwand ich jedes Wort, welches den Anschein einer Vertheidigung

haben konnte, und Sie begreifen, von welchem Werth mir nun Ihr freiwillig zugefallenes Urtheil ist.

Eine Uebersicht erlangen Sie indeß schwerlich, und weiß ich Ihnen noch nicht zu verschaffen, da der dritte Theil nun jedenfalls noch nicht zu bestimmen ist. Der ganze zweite Theil dreht sich um Urica und spielt in England. Dann geht es zurück; der dritte Theil fängt im Purmurand'schen Hause an, und das Buch schließt in Amsterdam. In diesem dritten Theile tritt eine dritte Person auf. Ueberlegen Sie nun einmal folgende Idee:

Der Gesammt=Titel des Buches heißt Jakob van der Nees. Wie würden Sie es finden, wenn jeder Theil hinter dem Haupt=Titelblatt, auf dem nächsten Blatte, noch einen Separat=Titel bekäme? auf dem ersten Blatte etwa „Angela;" im zweiten Theile „Urica;" im dritten Theile der Name, den ich noch nicht nenne, der aber im selben Verhältniß der Mittelpunkt des Inhalts werden würde. Ich weiß nicht, ob ich das schon irgend wo gesehen habe, oder ob es mir so aus den Umständen hervorgehend einfällt. Der Titel ist nämlich nicht ganz motivirt! Mit diesen Nebentiteln, die aber doch keinen Anspruch machen, sondern nur ergänzen, wäre etwas geschehen!

Beim ersten Theile könnte auch der Name Angela wegfallen, da im ersten Theil Nees hinreichend als Hauptperson anzusehen ist!

Im Ganzen rechne ich auf eine durchschnittliche Stärke aller Theile von 25 Bogen. Doch von einem Theil, der noch in meinem Kopfe ruht, kommt es mir wie ein Frevel vor, zu sagen, so stark wird er sein, und doch habe ich manchmal ein merkwürdiges Ahnungsvermögen.

Ich bin sehr leidend, und wir haben gestern fußhohen Schnee vor der Thür gehabt; heute ist Alles wieder grün, und vollkommene Augustwärme.

Ich kann nicht leugnen, daß ich wenig Hoffnung für mich habe. Wir bleiben bis gegen den 28. August hier; Gott gebe, daß ich bei meiner Rückkehr Kraft habe, an den dritten Theil zu gehen! Wir denken spätestens den 8. oder 10. September einzutreffen.

Gastein, den 5. August 1844.

VIII.

(Rückkehr in die Heimath.)

Ich begrüße Sie freundlichst bei meiner Rückkehr von Gastein und sende Ihnen, nach eben beendigter Durchsicht, Alles, was sich von Manuscript und Abschrift beendigt findet. Gott gebe mir jetzt Kraft, mit frischem Muth an das große Werk des dritten Theils zu gehen!

Noch wüßte ich Ihnen keine bestimmte Auskunft über mein Befinden, dem Sie gewiß theilnehmend nachfragen, zu geben!

Es scheint mir durchschnittlich so wenig besser, daß ich oft sehr trostlos bin. Vielleicht giebt mir Gott mit gewohnter Güte die Ausgleichung in einer frischerweckten geistigen Thätigkeit, und dann will ich mich über nichts beklagen!

Melden Sie mir nun recht bald ausführlich, ob Sie drucken, schon Einiges beendigt haben, welche Hoffnungen Sie hinsichtlich der Zeit des Erscheinens haben u. s. w. Dies Letztere von Ihnen zu begehren, klingt zwar lächerlich, da viel eher Sie diese Frage an mich richten könnten; aber ich möchte gern, Sie machten mir Muth, wie Sie es bei dem Thyrnau thaten, der sofort aus der Feder in die Presse ging; genug, schreiben Sie recht ausführlich!

Meiner Empfindung nach ist der zweite Theil noch durch einige Blätter zu ergänzen, an die ich jetzt gleich gehen werde. Während ich schreibe, kommt es mir vor, als hätte ich Muth! Bewährte es sich doch!

Berlin, den 16. September 1844.

IX.

(Befriedigung nach gelöster Aufgabe.)

Wir sind doch Beide fleißige Leute, und es läßt sich gut arbeiten, wenn man sich so in die Hände arbeitet.

Wenn Sie nur erst die ganze Unruhe hinter sich haben, dann hoffe ich, Sie lesen ordentlich, und danach verlangt mich sehr!

Ich bin völlig ruhig, ohne Furcht und ohne Erwartung; es hat sich rein von mir als eine zu lösende Aufgabe abgelöst; ich habe nicht anders gekonnt, und Gott giebt mir auch keinen Pulsschlag mehr; aber ich bin sehr leidend!

Guten Morgen!

Berlin, den 23. November 1844.

X.

(Ein Urtheil Sternbergs über Van der Nees. Eine Mittheilung A. von Humboldts.)

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht gleich nach Empfang der Exemplare schrieb, aber es kam damit ein solcher Sturm über mich, daß ich nicht zur Besinnung kam.

Wir können uns Beide gewiß das Zeugniß geben,

daß wir das ganze Geschäft fleißig und prompt betrieben haben, und können uns nun ausruhen, ohne durch Versäumnisse gekränkt zu sein.

Schon treten Symptome günstiger Aufnahme hervor. Baron Sternberg schrieb mir: „dieser schreckliche Nees ist bei all seiner Widrigkeit so plastisch ausgearbeitet und so wirklich, wie nur irgend eine der gepriesenen Figuren Walther Scott's; ich bin schon jetzt so erfreut und entzückt von dem Buche, es weht mir aus demselben eine Atmosphäre von Adel, Würde und durchgeistigter Schönheit entgegen, wie sie uns heut zu Tage unsere armselige Literatur nicht mehr bietet."

Herr von Humboldt schreibt mir:

„In Charlottenburg aus dem Munde der Königin, welche karg im Lobe ist, habe ich viel, sehr viel Liebenswürdiges über Ihre neue Schöpfung gehört; über die Zartheit des Gewebes, das Interesse der Scenen und das Ergreifende der Charaktere!"

Ich bitte Sie, verrathen Sie meine Ruhmredigkeit Niemandem. Ihnen durfte ich das wohl sagen, denn Sie werden mich nicht verkennen; und ich habe jetzt wieder meine schreckliche Zeit, wo ich Alles detestire, was ich geschrieben habe, und begierig nach Trost bin!

Adio!

Berlin, den 6. Dezember 1844.

XI.

(Wie gern man den einen Fehler mittels eines andern versteckt. Die ersten Eindrücke des neuen Romans. Selbstbescheidung.)

Entschuldigen Sie mit der Unruhe der Weihnachtstage meinen erst heut erfolgenden Dank für die letzten Theile von Steffens Memoiren; ich werde sie gewiß bis zu Ende mit demselben Interesse lesen.

Von **** habe ich nichts mehr erwartet; solche Menschen können sogar gefährlich werden. Um ihren Fehler, dessen sie sich schämen müssen, zu verbergen, werden sie böse in ihrem Urtheil werden, damit dies ihnen ein Recht giebt, ihren Fehler unter einer anderen Maske beibehalten zu können!

Indeß ist und bleibt er ein geistreicher Mann, und an seinem Urtheil wird immer etwas zu merken sein, wenn wir den Einfluß seines ihn störenden Fehlers abrechnen.

Warum aber haben Sie mir kein vollständiges Urtheil geschrieben?

Ueber den zweiten Theil habe ich kein Wort; über den letzten nur, daß er kein Ende habe, was keinem weniger auffallen konnte, als Ihnen, da Sie wußten, daß ich die Fortsetzung schreiben würde.

Ich bitte Sie um ein gründliches, offenes Urtheil über mein jüngstes Werk, wie ich es früher von Ihnen gewohnt war.

Laube hat nicht gezögert zu urtheilen. Was fängt man mit so etwas an! Und doch mußte ich ein Paar mal lachen. Sollte dies wohl ein Vorbild des Stils sein, sollte wohl die Herzogin von Chateaubriand ein Roman-Vorbild sein? Wo soll ich denn lernen? Bei wem mich denn verarbeiten lassen zum wahren Verbrauch?

Mir wird so still und innerlich warm und wohnlich, wenn ich sehe, daß die nicht berufen sind zu helfen, die das Wort führen: „Seh' ein Jeder wie er's treibe!“

Das Schicksal des Buches wird interessant zu verfolgen. Es bildet sich, glaube ich, ein kleineres Publikum dafür, aber ein bedeutenderes.

Im Allgemeinen scheint man erstaunt, daß ich ein Wesen, wie den Nees und die niedrigsten Verhältnisse des Lasters, dem er ergeben ist, habe schildern können.

Die Zeitfragen, die ganz von selbst der Gegenstand herbeiführt, erregen große Aufregung: jeder hat einen Gegenstand herausgenommen, von dem er spricht. Personen, welche eine gewisse Duldung gegen Thyrnau annahmen, treten plötzlich mit ganz offenem, rednerischen Beifall für Nees auf. Andere, die für jenen schwärmten, übernehmen bei Nees die verlegene Rolle, einzelne Scenen, Gedanken, Richtungen zu behaupten, und sagen wahrscheinlich hinter meinem Rücken das Fehlende!

Meine Autoritäten, Müller — Jonas (der Prediger) — Olfers — Förster — Sternberg vor Allen — und eine recht bedeutende Anzahl fernerer Bekannten, erklären Nees für einen Fortschritt. Das ist interessant genug, und doch sehne ich mich schon nach Stille, nach dem Moment, wo unsere Zeit auch dies in dem raschen Lauf ihrer bedeutenden Anregungen mit verschlingen wird!

Berlin, den 29. Dezember 1844.

XII.

(Zeitmahnungen. Pietismus und Zelotismus.)

Die Zeit bewegt mich ungeheuer, und ich fühle eine Gabe in mir, die selbst Laube zugesteht; einen gewissen politischen Blick, der mir aber auch das Herz so schwellen macht, daß es schmerzt.

Wozu Gott mich noch entwickeln wird, dem sehe ich still und ohne eigenen Willen zu. Noch immer steht die Ueberzeugung fest in mir, daß ich kein Meinungsbuch schreiben will, aber — indem ich die Schicksale der Menschen schildere, weise ich die Forderung meiner Meinungs-Aeußerung nicht zurück.

Damit denke ich unter Gottes Schutz rein und wahr zu bleiben; denn indem ich die Anregungen der Zeit tief

empfinde, erkenne ich auch ihre Gefahren, und sage mir immer: nicht Alles, was wir für wahr halten, ist darum die Wahrheit!

Was Sie über die Vornirtheit dieser christlichen Pietisten sagen, ist vollkommen wahr, ebenso wie das über Zelotismus, der immer bereit ist, die Welt in die Barbarei zurück zu stürzen, indem er Kunst, Poesie und Wissenschaft zu den kaum zu duldenden Erscheinungen des Müßigganges stempelt!

Wenn nur nicht die Antwort auf diesen Zelotismus so verderblich wäre!

Wie viele wankende, unchristliche Gemüther sagen blos: Haben wir nun nicht Recht? Und doch haben blos beide Theile unrecht!

Berlin, den 31. Dezember 1844.

Nachschrift. Das ist ja schön, daß der alte Nees so rasch gefördert durch die Welt zieht! Ich will Ihnen auch sagen, daß das lesende Publikum immer größer wird, und die Besten mir zufallen.

Ueberdies sagen mir Männer von Urtheil, daß das Buch über Ehescheidung das Ausreichendste enthält, was bisher über dieses Thema gedruckt und gesagt worden ist. Natürlich werden Andere das nicht finden! Aber ich bewege mich in beiden Kreisen, und ich glaube, man sieht es mir an, daß ich keinen gemeint habe.

XIII.

(Oeffentliche Kritik und eigene Ueberzeugung. Die Regungen des Deutsch-Katholizismus. Der Tod des Professor Steffens.)

Es liegt eine wunderbar belebende Kraft in einem ruhigen, wahren Tadel, der von der leidenschaftslosen Anschauung ausgehend das Fehlende bemerkt, ohne mit roher Anmaßung das ganze Wesen zu erschüttern!

Sie glauben nicht, wie mich alles das, was ich mit Jakob van der Nees erlebe, zeitigt! Ich schätze außerordentlich, was Sie mir darüber sagen, und überschätze Sie gewiß nicht, wenn ich Ihrer Feder noch immer die Kraft zutraue, Ihre gediegenen Ansichten auch zur öffentlichen Anschauung bringen zu können. Doch will ich Sie dazu nicht weiter treiben, auch darum nicht, weil ich wohl fühle, daß ich auch ohne öffentliche Vertheidigung die Angriffe der Kritik zu ertragen vermag.

Das ist eine Prüfung, die man nicht herbeiwünscht und an der man doch, wenn sie da ist, mit frommer Neugier prüft, wie weit denn die Ruhe des Herzens ausreicht, die wir, Gott zu Ehren, gern felsenfest denken möchten.

Ich bin vorläufig noch ganz zufrieden, finde immer noch, die Prüfung ist nicht sehr groß, da ich außer

dieser öffentlichen Kritik die größten Beweise einer Anerkennung alles darin enthaltenen Guten empfange.

Aber loben mich die Menschen, dann sage ich innerlich: Wie viel besser muß es noch kommen! Tadelt mich wer verständig, so wie etwa Sie, da wird es mir warm und thätig vor Lust in dem Gefühl, was ich noch lernen muß, und ich möchte gleich anfangen und Alles so machen und horche ordentlich, was in der stillen Werkstatt meines Geistes zurecht gezimmert wird.

Sagen Sie selbst, können wir nun behaupten, daß mir die Menschen was zu Leide thun? Ach, nein! Gott hat seine Stärke bewiesen; die Pfeile, die nach mir abgesendet wurden, kamen alle mit umgebogenen Spitzen an, und ich behielt ein heiles Herz!

Wann ich an die Fortsetzung denken kann, giebt sich noch nicht dar, und ich warte gern und will vorher recht scharf sichten und mich nicht verlocken lassen von all den Kreaturen, die sich mir aufdrängen und in die Geschichte mit hinein wollen, wodurch es oft so bunt wird!

Bisher habe ich es nur nicht gewollt, jetzt will ich mir einmal die Aufgabe stellen; es wäre doch schön, wenn ich ihrer Herr würde!

Was sagen Sie zu den Wundern der Zeit?

Es macht großen Eindruck auf mich, und mein ganzes Herz ist bei den Zuständen in Ihrem Schlesien! Das sind wirklich die Wunder des heiligen Rockes; aber

andere, als man zu erzielen dachte! Gottes Wege, wenn sie ihr Ziel erreichen wollen, sprengen Felsen, überbauen Sümpfe und laufen an all den Straßen vorüber, die der Mensch mit schlauer Berechnung bahnte! Schreiben Sie mir doch Ihre Ansicht darüber; so gern wüßte ich etwas Näheres über Czersky und Ronge!

Der Tod von Steffens hat hier allgemeine, große Theilnahme erregt; ich dachte gleich an Sie und konnte mir wohl denken, wie es Ihnen weh thun würde.

Drei Tage früher sah ich ihn noch bei Minister Eichhorn; er hörte dem Enthusiasmus von Strauß über Jakob van der Nees still zu und sagte dann: „wie freue ich mich darauf, obwol ich nicht dazu kommen konnte, es zu lesen.“ Nun ist es nicht mehr dazu gekommen!

Berlin, den 8. März 1845.

XIV.

(Die deutsch-katholische Bewegung. Die Nichtigkeit der Tages-Kritik und die Selbsttäuschung der Kritiker.)

Obwol ich noch nicht Alles durchgelesen habe, was Sie die Güte gehabt haben, mir über das begonnene Schisma der Kirche zu schicken, bin ich doch bei einigen Artikeln der Kirchenzeitung erstaunt gewesen über den unangemessenen Stil derselben. Suchen Sie doch etwas

zu lesen, was mir sehr bedeutend scheint; es heißt: „Zeugnisse für die christlichen Katholiken in Schneidemühl von einem alten Katholiken.“

Ganz bin ich Ihrer Meinung, daß Ronge eine solche Bewegung nicht hervorrufen konnte.

Die beiden Recensionen, die Sie mir empfehlen, werde ich noch lesen; sonst bin ich meinem alten Grundsatz treu geblieben, nach keiner zu suchen und ruhig abzuwarten, was mir gelegentlich darüber zukommt. Ich sage es nicht jetzt erst, und ich bin nicht die Einzige, die es sagt: die Tagesrecensionen sind die Eruptionen des Dünkels, den eine einseitige Verstandesbildung bei gänzlicher Vernachläßigung des Charakters und der Sittlichkeit erzeugt! Diese Kritiker sind ohne alle Produktionskraft, ein rein negirendes Geschlecht, und haben von den wirklichen Fehlern und Bedrängnissen des Produzenten so wenig eine Ahnung, daß sie nie darauf hinweisen, dieser nie ein verstehendes oder belehrendes Wort hört!

Mein weiblicher Charakter und meine ganze Stellung haben mich immer gegen den Fehler bewahrt, mit Unruhe und Begierde den Recensionen über meine Werke nachzujagen, und ich bin gewiß diejenige, die am Wenigsten darüber gelesen hat! So verhalte ich mich auch jetzt, und das Meiste bleibt aus meinem Bereich! Auch täuschen sich diese jungen Männer der Kritik über ihre

Wichtigkeit; die Meinung bildet sich im Publikum unabhängig von Zeitungs- und Journal-Zirkeln, sie wird nicht von diesen geleitet; die Bildung und Urtheilskraft der Menge steht ihnen unabhängig und dominirend entgegen, und dieser Fortschritt der Zeit ist der einzige, den sie nicht wahrnehmen, wie sehr sie sich auch als die Männer des Fortschrittes zu bezeichnen trachten!

Berlin, den 27. März 1845.

XV.

(Die Schicksale des Buches. Neue Freunde und alte Feinde.)

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren schönen, inhaltreichen Brief, der mir zur großen Befriedigung gereichte, da er mir Ihre Theilnahme und Anerkennung sichert.

Es macht auf einen so harmlosen und absichtslosen Charakter, wie der meinige, einen unheimlichen Eindruck, wenn es mit Eins hervortritt, daß er der Gegenstand einer Intrigue und absichtlichen Verunglimpfung ist; aber ich habe die Kraft bekommen, mich zu isoliren, und genieße ein ruhiges Herz. Warum ich schreibe und schreiben mußte und schreiben werde, das wissen Alle

nicht, die das Feld der Literatur durch ihre Kritik beherrschen wollen. —

Es ist schön, was Lewald sagt, und ich dachte längst so; ich hatte den Enthusiasmus längst gefürchtet, und er hatte meinen Herzschlag nicht vermehrt; es ist nun eine würdige Aufgabe, eben so ruhig der Anfeindung zu stehen; und es ist ein freudiges Drängen in mir, vor Gott damit ganz rein zu bestehen!

Auch kommt mir dazwischen immer von vielen Seiten das Beste zu, was ich mir wünschen kann. Dies Buch hat ein ganz anderes Publikum; solche, die mir früher nicht gehörten, sind mir damit zugefallen.

Unsere Geistlichen, — Strauß, Neander, Jonas, Eyssenhardt und Andere — machen ihm die wichtigsten Zugeständnisse. Strauß erzählte mir den wiederhergestellten Frieden einer Familie dadurch; (o! aber lassen Sie das für uns bleiben!)

Ob Sie es wohl glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich das Alles vergesse und heimlich und behaglich in meinem ungestörten Innern mich zu Hause fühle, ja daß mir Gott noch eine Fähigkeit aufschließt, nämlich die: aus Allem zu lernen.

Ich habe nur die Laube'sche Kritik und die aus der Allgemeinen Zeitung von Schücking gelesen, die letztere ganz zufällig. Darin richtet sich Vieles selbst, aber Beide wußten nicht, daß der strengste Richter ihnen

schon vorangegangen war, und wo nur ein Körnchen Wahrheit sich bei ihnen fand, da sank es in dieselbe Furche, die schon gezogen offen lag.

Ihr Vorgänger war ich selbst; aber ich erfuhr auch auf's Neue, daß den Schaffenden nichts sicher stellt, als sich selbst zur Ehre leben und sich immer etwas Besseres denken zu können, als das Geschaffene!

Wenn ich Ihre schönen, tiefen Urtheile lese, bis auf Ihren edlen Tadel, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Sie möchten doch einmal ein gründliches Urtheil über alle meine Werke, und über meine ganze Richtung, die Sie so wohl kennen, schreiben wollen.

Können Sie nicht anonym bleiben? Haben Sie keinen zuverlässigen Freund, durch den Sie es zum Druck in ein gelesenes Blatt befördern könnten, ohne daß Sie als Autor verrathen würden, was allerdings dem bösen Willen ein Zugeständniß wäre? Lewald hat einen bedeutenden Schritt gethan, indem er die Intrigue genannt hat!

Berlin, im Juni 1845.

XVI.

(Besuch in Warmbrunn.)

Obwohl seit dem 20. hierher zurückgekehrt, ward ich doch so vielfach in Anspruch genommen, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte. Ahnen Sie aber wohl, daß mein Bruder und ich aus Ihrem schönen Schlesien heimkehrten, und zwar aus dem alten, befreundeten Warmbrunn.

In vierundzwanzig Stunden ward der Entschluß gefaßt und zur Ausführung gebracht, da mein Bruder eine rheumatische Beschwerde nicht los werden konnte, den Gebrauch der Bäder zu versuchen. Die Kur hat sich bei meinem Bruder wieder erprobt; ich aber habe das Gefühl behalten, daß mir dies Jahr der ruhige Genuß der Natur besser gewesen wäre, als die Leiden und Abspannungen eines Bades, die ich bis jetzt vorherrschend empfinde.

Obwohl wir nun erst am 25. August dort ankamen, hatten wir doch das entzückendste Wetter; Berge sind im Herbst fast am schönsten. Wir haben sehr häufig im Freien gefrühstückt und hielten den Balsam der Morgen-Bergluft für den heilsamsten Theil des Frühstücks; dabei war die sogenannte Saison glücklich vorüber, der grüne Carneval lebte nur noch in Erzählungen einpackender Modehändler und ermüdeter Restaurants,

und wir hätten denken können, wir wären wirklich zum Besuch auf dem Lande, wo wir uns des liebenswürdigen Grundherrn von Warmbrunn und seiner Familie wirklich erfreuen konnten.

Auch von Ihnen hörte ich sprechen und ließ mir von einer freundlichen Dame aus Breslau, die mit zwei jungen Töchtern in Warmbrunn war, von Ihrem schönen Garten erzählen und von dem ansprechenden Leben, welches Sie dort im Kreise wissenschaftlicher Freunde so würdig und genußreich führen; ich habe mich recht darüber gefreut, nur hat meine gewöhnliche Blödigkeit mich verhindert, zu erfahren, wer die Dame war!

Da ich von allen Zeitungen während vier Wochen getrennt war, habe ich auch die wahrscheinlich indessen erfolgte Ankündigung der zweiten Auflage von Thyrnau nicht erfahren; schreiben Sie mir doch darüber!

Berlin, den 29. September 1845.

XVII.

(Die Gabe der Produktion und ihr Mißbrauch.)

Mit großem Vergnügen habe ich den liebenswürdigen Brief von Egon Ebert gelesen und dankbar seine Gedichte entgegen genommen. Ich werde ihm selbst in

diesen Tagen schreiben, denn so ein herzliches Wort geht auch wieder zum Herzen!

Wonach ich mich recht aufrichtig sehne, ist nach dem Glück, wieder schreiben zu können; es ist aber noch eine trostlose Stille in mir, und ich muß warten! Wie wenige Menschen diesen demüthigen Zustand meinem Talent gegenüber begreifen, macht mich oft nachdenkend und ist vielleicht der Beweis, wie roh die meisten Menschen selbst mit sich umgehen und das Geschenk des Geistes, die Produktion, diese Blüthe der Existenz, einmal bei ihnen entwickelt, für einen Tribut halten, den sie zu allen Jahreszeiten fordern können; daher der viele Mißwachs; daher so Weniges, was etwas Unmittelbares, tief Nothwendiges bezeugt; daher diese Dienstbarkeit gegen die Einflüsse des Augenblicks, dieser Verstandes-Wille gegen den poetischen Geist, der als geknechtet ihnen die Form zurück läßt und dessen Geist entschlüpft, sich die fremde Herrschaft nicht aufbürden läßt!

Ich fahre oft zusammen, wenn ich das rohe Examen erlebe, warum ich nicht schreibe; und doch geht man noch mit einiger Glimpflichkeit mit mir um.

Soll ich denn zwischen dem Theekessel oder der Bratenschüssel solchen Leuten erzählen, daß ich lieber auf meinen Knieen, als auf meinem Stuhl schreiben würde, wenn diese Gnade Gottes meinen Geist berührt? Kann

ich denken, daß die davon wissen, die sich wundern, daß ich nicht jeden Gedanken, der meine Stirn streift, massakrire, um ihn drucken zu lassen? Und, frage ich oft in der Stille, bin ich nur minder begabt und so leicht ausgebeutet, daß ich billig den ewig Produzirenden ein Räthsel werden muß, oder sollten Alle sich so schonend ehren, oder, wie ich es nenne, den Willen Gottes erwarten?

Was in der Literatur erscheint von Frauen und Männern ist nicht der Art, um mir für ihre Art und Weise großen Respekt einzuflößen. Die Frauen beuten ewig, bis zur Ermüdung, die Schicksale und Verhältnisse der Liebe aus und gerathen dabei in sehr arge Versuchungen, die Sache pikant zu machen. — Die Männer fühlen sich beständig zu Parteifragen berufen, mit einer Unmündigkeit des Geistes, mit einer Rohheit der Form, die abstoßend wird und weder Belehrung, Unterhaltung, noch Interesse gewährt und nichts als Ueberdruß erregt.

Frankreich ist uns wieder so bedeutend jetzt voraus, daß wir zum Trost noch immer nach ihrer kurz vorangegangenen, wilden Entwickelungszeit greifen müssen, aus der sich doch so bedeutende Geister entwickelt haben, wie wir vergeblich bei uns suchen!

George Sand, Eugen Sue, Alexander Dumas, welche Geister! welche Beschlüsse sind ihre Bücher, und mit der Schönheit und Poesie im Bunde! Der ewige

Jude ist eine That des Jahrhunderts, ein geschichtliches Dokument, eine ungeheure Tragödie, ein Meisterwerk vom Standpunkt der Kunst und Poesie aus betrachtet!

Für ein bedeutendes Talent halte ich Sternberg; er ist eine noble Natur; er wird immer bedeutender werden!

Berlin, den 23. Oktober 1845.

XVIII.

(Ergebung in den Willen Gottes. Verzicht auf fernere Produktion.)

Verzeihen Sie, daß ich zwei Ihrer Briefe bis jetzt unbeantwortet ließ; es lag in den Umständen.

In dem Maße, wie mich die große erste Betäubung verläßt, breitet sich das zerstörte Lebensglück erst über alle Gegenstände aus, und ehe Gott den Weg durch diese Trümmer zeigt, entsteht dies traurige Stillestehn aller Lebensthätigkeit!

Eins geht durch mein ganzes Leben als die größte Gnade Gottes: ich habe mich nie beklagen können, auch jetzt nicht! Er hatte mich überschwenglich reich gemacht in ihm, er sieht es, daß ich jetzt ärmer bin, hilfloser als der Sterbende am Wege; ich warte auf ihn, er muß

mir helfen, entweder hinüber oder hier durch Verleihung von Kraft!

Wenn ich an Sie denke, fällt mir mein Talent ein, wie ein Traum, den ich gehabt; es liegt bei ihm; ich kann wohl noch still dulden, nicht mehr schaffen! Gottes Will' in Ewigkeit!

Bei der Akademie, unter Verschluß des Sekretairs, Geheimerath Tölken, befindet sich eine biographische Notiz meines Bruders, worin Alles enthalten, was zu einem Nekrolog erforderlich; an diesen müßte sich der Herr wenden, der ihn zu schreiben beabsichtigt.

Leben Sie wohl! Meine Handschrift hat alle Festigkeit verloren; Sie können denken, daß meine Gesundheit nicht die beste ist!

Gott sei mit Ihnen! Sie können ja, so lang ich noch lebe, mein Freund beiben, wenn Sie nicht mehr mein Verleger sein können, und mich durch Ihre schönen Briefe etwas erquicken helfen!

Leben Sie wohl!

Berlin, den 13. Januar 1846.

XIX.

(Körperliche Leiden und gefaßte Ergebung. Die Unzulänglichkeit des zersetzenden Verstandes. Aufgabe und Wirkung ächter Poesie.)

Als ich heute Morgen in mein einsames Frühstückzimmer trat, ward mir Ihr Brief und Ihr Geschenk übergeben. Das that mir in der Seele wohl, und Sie sehen, es hat etwas die starre Lethargie gebrochen, worin ich dahinschmachte, denn ich sitze schon eine Stunde nachher, um Ihnen zu schreiben.

Das wünschte ich den ganzen Sommer zu thun, und daß ich es dennoch unterließ, das erfüllte mich mit einem wehmüthigen Erstaunen über mich, und ich sah mir zu, wie einem Fremden, den man nicht versteht und dem man nicht helfen kann! Zuweilen hoffe ich, ich würde nicht so ganz unterliegen, wenn meine Gesundheit nicht so erschüttert wäre, da ich dadurch allein auf ein vegetirendes Leben angewiesen bin; bedenke ich aber, daß ich seit meinem ersten Bewußtsein mit allen Fasern meiner Existenz, mit jedem entwickelten Gefühl und Gedanken, mit allen Freuden und Leiden in ihm, meinem Lehrer, meinem Spielkameraden, meinem Freunde, meinem Richter und Bruder wurzelte, von ihm Nahrung und Sonnenschein erhielt, so bescheide ich mich wieder, daß ich nun so fremd, so todt, so erstorben zurückgeblieben bin; das wird dann nur eine nothwendige Folge des

Vorangegangenen, und ich fühle vor Gott die Art von Ruhe, die in seiner Gerechtigkeit liegt, und daß ein neues Leben, und am Abend des Lebens, zu schwer zu lernen ist, um schnelle Fortschritte machen zu können!

Ich mache redliche Versuche, mir äußerlich zu Hilfe zu kommen und will Ihnen einen kleinen Abriß meines Sommers machen!

Von Juni bis Juli wohnte ich bei meiner Schwester in Wilmersdorf, eine Meile von Berlin, wo sie ein Landhaus und einen Garten besitzt, der von höchster Kultur zeugt und die herrlichsten Gewächse aller Länder enthält. — Den 2. Juli reiste ich mit den beiden Fräulein Koppe nach Puttbus und lebte hier zehn Wochen in einem Paradiese von Schönheit, da unsere Wohnung, im Blumengarten des Schloßparkes gelegen, von einer Terrasse, die an unser Zimmer stieß und eine Veranda von den schönsten Gewächsen trug, uns durch jeden hohen Bogen dieses Blätterpalastes das Meer mit seinen Schiffen und seiner ewig wechselnden Schönheit zeigte. Hier lebten wir zwar von der Geselligkeit entfernt, aber in dem angenehmsten Wechsel, alle Vorzüge dieser reizenden Insel genießend.

Am 2. September kam ich zurück, zum Erstenmal von der geheimen Hoffnung erfüllt, daß mein Leben schnell seiner Auflösung entgegen ging! Der Schmerz meiner Schwester, mich so hinsterbend wieder zu sehen,

veranlaßte mich, ihr abermals nach Wilmersdorf zu folgen, und hier blieben wir bis zum 23. Oktober, im Genuß eines selten schönen Herbstes, unter grünen Bäumen, bei herrlichem Rasen zur Erquickung des Auges, und den vollen Weinfestons, die ihre Schätze alle reifen sahen. Durch eine Pflege, so liebevoll als eine Mutter ihr Kind pflegt, kam ich wieder etwa so weit, als vor der Reise. Mit redlichem Willen fing ich hier mein Leben wieder an; denn ich war überzeugt, Gott wolle, daß ich noch lebe!

Den 17. November, einen Tag vor dem Tage, wo mein geliebter Bruder vor einem Jahr zum letztenmal erkrankte, ward ich wieder von einem heftigen Leiden ergriffen; zwischen Entzündung und nervös-rheumatischen Zufällen litt ich sechs Tage an Schmerzen, die fast meine vielgeprüften Kräfte überstiegen; ich hoffte, und vielleicht Alle um mich her, daß ein Nervenschlag diesen ungewöhnlichen Zustand aufheben würde; aber ich war an seinem Todestage, den 24., zuerst ohne Schmerzen, und meine Genesung ging von da an langsam vorwärts.

Dies ist jedoch mein erster Brief, und ich bin auf eine sehr trostlose Weise wieder herunter gekommen! Sie werden nun wohl verstehen, wie nach diesen Angaben über meine Zustände wenig Hoffnung für ein wiederkehrendes geistiges Leben ist, und doch scheint mir

immer, meiner eigensinnigen Ansicht nach, dies meine einzige Rettung!

Wie ganz anders mag es sich Gott ausgedacht haben, und wie wird mir endlich Hilfe kommen, wo ich es am Wenigsten erwarte und wovon ich es am Letzten annehme!

Den 15.: Zweimal haben Sie mich seitdem mit Lecture versorgt, und glauben Sie nur, es rührt mich nichts so sehr, als daß meine Freunde mich nicht aufgeben, keiner mich vergißt, und daß sie immer gelegentlich etwas thun, was mir zu Hilfe kommen soll! Herzlichen Dank Ihnen für Ihre treue Gesinnung, möchten Sie auch noch einmal rechte Freude an mir erleben; Sie wissen, was ich meine, aber ich hoffe es nicht mehr!

Ihr Freund Julius Müller ist nach seinen Predigten: „Das christliche Leben," ein milder, tief durchdrungener Christ, ohne priesterlichen Hochmuth, ohne den Bannfluch der Hierarchie, der das Werk der Reformation in die alte Macht finsterer Bornirung zurückschlagen möchte. O! wie thut uns das reine, kräftige Licht der Freiheit nöthig, der Freiheit, in deren geklärter Atmosphäre die heilige Demuth des Glaubens das stärkste Wissen unseres Geistes wird, die heldenmüthige Kraft, die größer und siegreicher wird, als der zersetzende Verstand, der zwar endlich ein anatomisches Präparat fertig bringt und beweisen kann,

wie Alles in einander saß, folgte, nothwendig war, paßte und sich trennen und gliedern ließ; aber dann in der Prozedur stecken bleibt und sich nicht eingestehen will, daß er nur eine vorbereitende Kraft des Geistes ist, ein großes Mittel, eine Hebekraft, die das Gehobene nun zu einer höheren Verwendung abgeben muß, und isolirt eine leblose Macht ist, die sich in ihrer eigenen Sphäre ohne Resultat neutralisirt!

Den 18.: Sie sehen aus dem langsamen Fortschritt dieses Briefes, wie sehr meine Kräfte noch aussetzen.

Von neuerer Lecture spricht mich nichts so an, als: „die Blume der Aischach," anonym im Berliner Lesekabinet herausgekommen und einstimmig der Gattin des Willibald Alexis zugeschrieben!

Das ist ein zauberisches Buch, voll poetischer Wärme, glücklicher Composition, Phantasie und reicher Sprache! Ich wüßte wohl Einiges zu tadeln, aber ich habe es mit so großer Anerkennung begrüßt, weil es ein poetisches Werk ist, weil es uns von den dürren Zuständen dieser ewig ausgebeuteten Zeitfragen erlöst, weil das Buch sich endlich wieder auf den Höhepunkt des dichterischen Berufs schwingt, über die lastenden Fesseln der Gegenwart den Geist in das Gebiet poetischer Wahrheit zu erheben, der Wahrheit, die ewige Zustände der Menschen und Verhältnisse mit der partheilosen Großartigkeit schildert, die uns mit leidend macht,

aber, was die Poesie überall soll, zu einer tragischen Erhebung verhilft, die uns aus der Zerrissenheit der Partheikämpfe der Gegenwart erlöst!

Sie müssen, was ich hier, von dem Ekel für unsere moderne Literatur erfaßt, sage, nicht Alles auf das erwähnte Werk anwenden; aber daß sich nur Einer wieder findet, der aus den Straßen der Städte sich hinaus sehnt nach einem einsamen Weg über die stillen Gefilde, wo ihm die Luft etwas Anderes zuträgt, als das Geschrei der Tagesblätter — das habe ich mit lebhaftem Antheil begrüßt! Ach! könnte ich doch schreiben!

Ihnen werde ich nächstens einige kleine Uebersetzungen nach dem Amerikaner Willis zuschicken. Eine liebenswürdige Freundin, die in weiter Ferne auf ihrem Gute die langen Winterabende damit zubringt, bittet mich jetzt, bei Ihnen anzufragen, ob Sie wohl eine Sammlung der Art in einem Bande in Verlag nehmen wollten?

Berlin, den 12. Dezember 1846.

XX.

(Ein Urtheil über Lucretia Tornabuoni.)

Ich sende Ihnen heute die Uebersetzungen von der Dame, von der ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb. Sie sind in einem reizenden, naiven Stil geschrieben, ich würde mich sehr freuen, wenn Sie eine kleine Sammlung der Art möglich und annehmbar hielten!

Was Sie mir aber auch darauf antworten mögen, schreiben Sie es so, daß ich Ihre Antwort selbst der Dame schicken kann!

Noch eins! Ich bin schon über die Mitte des ersten Theils von Lucretia Tornabuoni (von Henriette von Bissing). Das ist ein tüchtiges Buch, voll Haltung und glücklicher Benutzung und Anwendung des gesammelten Materials, was an und für sich pompös ist! Die Charakteristik ist fein und sehr bestimmt und anschaulich, und ich bin voll Erwartung des Verlaufs; eine gewisse Kälte, die aber recht im Gegenstande liegt, und eine mehr glücklich beschreibende als poetische Auffassung der reichen Situationen kann sich noch verlieren, nöthigt sich mir aber bis jetzt auf!

Berlin, den 2. Januar 1847.

XXI.

(Neue Hoffnungen.)

Rechnen Sie es der Verzagtheit meines Herzens zu, daß ich erst Ihr Ehrenwort beanspruche, über das, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, vorläufig zu schweigen; glauben Sie mir aber, daß Sie selbst nicht sicherer über Ihre Zuverlässigkeit sein können, als ich es bin!

Ich schreibe wieder! Sie fühlen gewiß die ganze Bedeutung dieser Gnade Gottes! Mir ist noch immer so still und andächtig, wenn ich mich Morgens zum Schreiben niedersetze, als ob ich in der Kirche wäre; und obwohl die buntesten Gestalten des Lebens sich hervordrängen, verliere ich diese ernste Feierlichkeit nicht!

Am 6. Januar; ich war nach einem Tage, den ich in Schmerzen gebadet zugebracht hatte, so müde und matt, daß ich in mein Thurmzimmer mich auf Wilhelms Lehnstuhl ganz im Finstern drängte und träumerisch das matte Mondlicht, das von Außen das Zimmer erhellte, und das Licht der Lampe aus dem geöffneten Nebenzimmer betrachtete, als mir mit einem Male andere Bilder auftauchten. Ich muß hier ein Paar Stunden in ein Nachdenken verfallen sein, wovon ich kein Bewußtsein hatte; als der Bediente herein

trat und den Thee meldete, erwachte ich wie aus einem langen Traum!

Ich stand auf, ich betrat vielleicht nach zwei Stunden dasselbe Zimmer, welches ich trostlos verlassen hatte, mit der Gewißheit, daß ich schreiben würde, und ohne daß ich es hindern konnte, sagte ich laut zu Gott: Du willst also, daß ich leben soll, Dein Wille geschehe!

Am andern Morgen, den 7. Januar, saß ich auf derselben Stelle und schrieb.

Heute ist der 31. Januar, und ich schreibe heut den sechszehnten Bogen, d. h. Schreibepapierbogen!

Weiter sage ich Ihnen nichts; ich lade Sie aber zu einer Suppe ein, um Ihnen den Anfang Nachmittags am Kamin vorlesen zu können, damit Sie sich selbst überzeugen, ob es noch die alte Kraft ist, die in mir wirkt und schafft!

Natürlich ist es die Fortsetzung von Jakob van der Nees, und wird, wenn nicht Hindernisse entstehen, „die Nachkommen" heißen.

Berlin, den 31. Januar 1847.

XXII.

(Verlust einer treuen Freundin.)

Ich muß so oft daran denken, wie gar nicht Sie ahnen werden, daß, während Sie mich in meiner alten Thätigkeit wähnen, Gott die größten und schwersten Leiden über mich verhängte!

Meine Freundin Auguste Koppe ist am 15. März nach großen Schmerzen entschlafen! Sie kränkelte den ganzen Winter, ohne unsere Besorgniß zu erregen. Mitte Februar fing sie an, das Bett zu hüten, bald wurden die Zufälle bedenklich; wir erfuhren nun, daß sie Herz-wassersucht habe, und so ist sie unter den großen Leiden, welche diese Krankheit hervorruft, am fünfzehnten ge-storben.

Welche schrecklichen Zeiten ich da mit der jüngeren Schwester, die nun allein mir übrig geblieben, durchge-macht habe, werden Sie sich denken können, nur wurden mir diese Leiden noch dadurch erschwert, daß ich selbst aufs Neue Ende Januar erkrankte und kaum im Stande war, mich aufrecht zu halten!

Nach dem endlichen Tode der treuen Freundin, den man nur wünschen mußte, wohnten wir vierzehn Tage bei meiner Schwester, weil ich zu krank war, um die Schmerzen des Leichenbegängnisses, nach sechs-

zehn Monaten das zweite*) wieder durchmachen zu können.

Seit acht Tagen sind wir nun in den doppelt verwaisten Räumen zurück! Möchte es Ihnen gut gehen und sie es mir bald sagen wollen! — Daß ich nicht arbeite, begreifen Sie; mir nöthigt sich immer unabweislicher das vernichtende Wort: „Vergeblich!" auf.

Gott hat das Senkblei; ich warte.

Berlin, 7. den April 1847.

XXIII.

(Ernste Mahnungen. Letzte Hoffnung.)

Daß Sie sich erinnern, wie nahe mir auch dieser zweite große Verlust gehen muß, hat mir als ein Beweis Ihres wahren, treuen Antheils sehr wohlgethan!

In fünf Monaten habe ich die beiden Menschen verloren, die den größten, besten und beglückendsten Einfluß auf mein Leben ausübten; ich sehe mich oft schüchtern

---

*) Am 25. November 1845 war nämlich der Bruder der Frau Paalzow, Professor W. Wach, Mitbegründer der neuen Malerschule zu Berlin und Mitglied der Königlichen Akademie der Künste, gestorben.

in der fremden Welt um, und ein wehmüthiges Staunen ergreift mich, daß ich lebe!

Meine Gesundheit hat so sehr gelitten, daß daraus jeder Versuch, eine neue Stellung zu gewinnen, bis jetzt sich unzureichend erwies. Es ist aber in mir kein starres Festhalten am Schmerz, kein Widerstreben gegen ein mögliches Aufleben meines Inneren! Im Gegentheil, ich kann in Wahrheit sagen, daß ich warte, ob und wie Gott mir in Folge meines innigen Vertrauens zu seiner Hilfe sie wird angedeihen lassen! Wenn ich schriebe, würde ich das mit gutem Recht für die Hilfe erkennen, die er mir senden möchte, und diese wieder erwachte Fähigkeit würde ein tröstliches Zeugniß wiedergewonnener Kraft sein!

Ich höre sehr wenig von dem, was man von mir spricht, und noch weniger, was man von mir druckt, da ich nie, weder früher noch jetzt, irgend ein Journal lese. Eine Täuschung war es, zu glauben, es könne jetzt nichts mehr von mir gesagt werden!

Wenn ich den Augenblick noch erlebe, wo Gott mich würdigt, wieder schreiben zu können, dann, glaube ich, würde ich es Ihnen, der Sie dies Symptom verstehen würden, als Freund bald mittheilen.

Was wäre dann aber für Grund vorhanden, wenn vom Drucken und Verlegen die Rede würde, nicht zuerst Sie um Ihr altes Recht darauf zu befragen? Sie haben

mir ja gesagt, daß es Sie kränken würde, wenn ich einen anderen Verleger wählte; das ist zwar lange her, aber, ich vergesse es nicht!

Was Sie mir von den umlaufenden Gerüchten mittheilen, ist auch mir zu Ohren gekommen; Ihnen aber brauche ich nicht erst zu sagen, daß der Antheil hoher und höchster Personen an meinen Produktionen nur in dem Sinne einer gemüthlichen Förderung zu verstehen ist, welche natürlich die Folge so vieler mir bewiesener Huld sein mußte.

Was namentlich meine erste persönliche Bekanntschaft mit der durch Geist und Liebenswürdigkeit so ausgezeichneten Prinzessin von Preußen betrifft, so fällt die in den Herbst des Jahres 1843. Seitdem haben wir großes, persönliches Interesse für einander gefaßt, aber meine gelegentlichen Besuche sind zu zählen.

Was diese Erfindungen bezwecken, ist nicht ganz verständlich. Sind es gewöhnliche Mystifikationen, glaubt man mir zu schaden? Da kennt man die Personen nicht, denen gegenüber man mich kompromittiren will! Ach, trügen meine Werke nur Einiges an sich, was diesen zuzuschreiben wäre und nicht mir, so würde das meine Werke mehr zieren, als der Verläumdung lieb wäre.

Berlin, den 22. April 1847.

Schluss.

(Die letzten Augenblicke und das Hinscheiden der Frau Henriette Paalzow.)

Hochgeschätzter Herr Max! Daß Sie heute einen Brief von meiner Hand erhalten, der Ihnen Nachricht von meiner lieben Schwester Paalzow geben soll, wird Ihnen hinreichend sagen, daß sie selbst außer Stande ist, zu schreiben. Ja leider ist es so! Meine arme Schwester hat einen sehr traurigen Sommer verlebt und hat Berlin nicht verlassen können.

Eine schmerzhafte, sehr bedeutende Flechtenkrankheit hat sie Monate lang aufs Schmerzlichste gepeinigt; jetzt, wo diese Krankheit gehoben ist, unterliegt sie fast der Schwäche, die wohl eine Folge der langen Schmerzen ist; denn kaum verließen sie die Flechten, so trat ein furchtbarer Schmerz im rechten Arm, mit Geschwulst verbunden, ein, der ihre Kräfte aufs Aeußerste mitnahm und in Folge dessen sie noch jetzt die rechte Hand nicht brauchen kann; auch würde sie schon die Schwäche am Schreiben hindern.

Wie schmerzlich es für mich ist, die Leiden meiner armen Schwester zu sehen, ohne ihr helfen zu können,

werden Sie mir wohl glauben; wenn ihre Natur nicht so fest und vortrefflich wäre, hätte sie wahrlich den geistigen und körperlichen Leiden, denen sie in diesem letzten Jahre unterworfen war, unterliegen müssen.

Meine Schwester trägt mir die freundschaftlichsten Grüße für Sie auf; gebe der Himmel, daß sie Ihnen recht bald selbst schreiben kann.

Mit der wahrsten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ihre

ergebene Dienerin

Caroline Friebe, geb. Wach.

Berlin, den 10. September 1847.

(Die Todes-Botschaft.)

Mit wie tief bewegten Herzen ich Ihnen heute schreibe, können Sie wohl denken, jetzt wo Alles vorüber ist und ich nun am Grabe der letzten theuren Schwester stehe. Wie ich Ihnen zum letzten Male im Namen der Seligen schrieb, war mein Herz schon von trüber Ahnung erfüllt, und — nur mit Anstrengung konnte ich die Hoffnung einer möglichen Besserung in mir erhalten, die mich auch wohlthätig und fast wunderbar bis zu ihren letzten schweren Augenblicken nicht ganz verließ. Ja, verehrter Herr, meine arme geliebte Schwester hat viel, sehr

viel gelitten; die letzten vier Wochen ihres schönen edlen Lebens waren eine ununterbrochene Kette schwerer Leiden, zu denen in den letzten acht Tagen eine solche nervöse, geistige Aufregung, von starkem Fieber begleitet, sich gesellte, daß sie fast in ununterbrochenem Verkehr mit phantastischen Bildern stand und besonders unsern geliebten Bruder fast immer an ihrer Seite glaubte. Mit großer Kraft-Anstrengung entriß sie sich oft diesem Geisterverkehr, der sie ganz erschöpfte, und bat mich nur, mit ihr zu sprechen, weil sonst ihr Geist sich verwirrte. Ich Aermste, mit Schmerz und tiefem Kummer im Herzen, versuchte wohl sie zu zerstreuen, doch gelang es mir nur schwer und ihr edler Geist versank von Neuem in Traumbilder. Schwer würde es sein, ein Kranken- und Sterbebett zu finden, welches Alle, die es umgaben, mit solcher Rührung und Erhebung erfüllte, wie das der Theuren; Geduld, Muth und Ergebung beseelten sie, nie war eine Spur der Ungeduld für ihre treuen Pfleger zu finden; es war mit einem Wort — das Sterbebett einer wahrhaft frommen und religiösen Frau.

Mit großer Achtung Ihre

ergebene Dienerin

Caroline Friebe, geb. Wach.

Berlin, den 9. November 1847.

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Fuchs.

Paalzow, Henriette,

Ein Schriftsteller-Leben Briefe der Verfasserin v. Godwie-Castle an ihren Verleger. Mit Portrait der Verfasserin

Breslau 1855